

DER BAZAR.

Berliner illustrierte Damen-Zeitung.

Nr. 21.

Alle 8 Tage erscheint Eine Nummer.

Berlin, 1. Juni 1857.

Preis: Vierteljährlich 20 Silberg.

V. Band.

Die Pariser Damen der Halle.

Gewiß giebt es nur wenige unter unsern Leserinnen, welche von den Pariser „Damen der Halle“ noch nie gehört oder gelesen, welche die wichtige Rolle ganz übersehen haben, die diese Damen im Drama des Pariser Volkslebens spielten und noch spielen.

Wer hätte von dem glänzenden Ball gehört, den die Damen der Halle dem Kaiser Napoleon III. zu Ehren gaben, wer von den kostbaren Geschenken, welche ihr Patriotismus dem Herrscher darbrachte, oder von der großartigen Deputation, welche im Namen Aller dem Kaiser zur Geburt des Thronerben zu bealichwünschen kam; wer hätte gehört von der huldvollen Freundlichkeit, womit der Kaiser die Damen der Halle zur Wiege des Neugeborenen führte, dessen Stirn sie mit einem Kuß berührten — wer hätte das Alles gehört und wäre nicht überzeugt, die Damen der Halle seien Personen von hoher Bedeutung und reichen Mitteln? Wie könnten sie sonst kostbare Geschenke machen, Bälle geben und Bälle besuchen in einem Costüm, welches mit der Pracht des Ortes, dem Pariser Stadthause, durchaus nicht im Widerspruch steht! Ja, die Damen der Halle haben reiche Mittel und schöne Kleider von Seide und Sammet, goldene Ketten, Hüte mit Blumen und Federn, Toque's mit Bändern, Paradiesvögeln und Marabout's; die

„Damen der Halle“ sind eine Macht, deren Freundschaft schon deshalb schätzenswerth ist, weil ihre Feindschaft nicht nur lästig, sondern furchtbar werden könnte.

Aus allen jenen Erzählungen, welche die Damen der Halle uns in der prunkenden Aeußerung ihres Patriotismus vorführen, läßt sich größtentheils nur die eine, und zwar nicht die rechte Seite ihres Wesens erkennen; alle derartigen Zweifel aufzuklären, ist vorliegendes Bildchen bestimmt, welches die Damen der Halle in ihrer Gewerthätigkeit, als Markt- oder Fischweiber, zeigt, denn die Damen der Halle sind identisch mit den Pariser Poissarden.

Wenn in der Geschichte die Damen der Halle „berichtigt“ dastehen, so ist das wahrlich nicht ungerath, denn in ihnen treten die Schattenseiten des französischen Nationalcharakters, Leichtsinns, Verschwendung, Vergnügungssucht, Herrschsucht, in grasteifester Weise hervor, während die Lichtseiten desselben von dem Wust der Gemeinheit verbunkelt werden.

Die Damen der Halle verdienen viel Geld, denn sie verstehen billig einzukaufen und theuer zu verkaufen, was ihnen nicht schwer wird, da sie hinsichtlich der Mittel zum Zweck durchaus nicht scrupulös sind.

Von den Männern der Damen der Halle schweigt die Geschichte, wahrscheinlich, weil sie selbst immer schweigen müssen und eben Nichts sind als die Männer dieser Damen, was hier keineswegs gleichbedeutend ist mit: Hausherr. Die Frau ver-

bient das Geld und hat dafür das Regiment und die alleinige Stimme im Hause.

Eine junge unerfahrene Dame thut nicht wohl, sich mit den Verkäuferinnen der Halle persönlich in Geschäfte einzulassen, denn unter andern scheinen dieselben auch den edlen Grundplatz zu haben, „Bornehme“ zu betrügen, sei es nun durch theure Preise oder durch Aufbringen schlechter, verdorbener Waare, der sie mit unglaublicher Geschicklichkeit ein frisches Ansehen geben können. Wer mit den Damen der Halle ungeschicket verhandeln will, muß ihnen an Schlaueit, Orts- und Sachkenntniß gewachsen sein.

Doch die Nichts verschonende Cultur beginnt bereits an den Säulen der alten Verkaufshallen zu rütteln, welche dem schönheitsliebenden Paris ein Dorn im Auge sind.

Mit diesen Hallen, denen jene Damen ihren klangvollen Namen verdanken, welche die Wiege ihrer feinesweges beneidenswerthen historischen Bedeutung und der Schauplatz ihrer gemeinschaftlichen Gewerthätigkeit gewesen, werden sie selbst als Corporation aufhören zu sein, und werden verschwinden, wie die Gedenktafel aus Berlin verschwanden.

Wer also diese jedenfalls merkwürdigen Ueberreste des alten Paris noch kennen lernen will, der reise bald dorthin, ehe der Schutt der alten Hallen, wenn auch nicht die Damen der Halle selbst, doch ihre auf Gesamtheit beruhende „historische Größe“ begräbt.



Die Damen der Halle.

Helene.

Eine Novelle.

Von

Cäcilie von Paschkowsky.

(Fortsetzung.)

Dergleichen Szenen, wie am ersten Abend ihres Dorfsieins, wiederholten sich fast täglich für Helene. Bei einer großen Gewissenhaftigkeit in Erfüllung einmal übernommener Obliegenheiten und ihrer, ungeachtet aller Unartigkeiten des Kindes, immer mehr steigenden Liebe zu der kleinen Kreolin, konnte es denn nicht anders möglich sein. Oft freilich fragte Helene sich, wenn sie allein in ihrem Zimmer saß, warum sie mit solcher Zärtlichkeit der kleinen Toni anhing, wenn sie auch ihres Wissens nie einen Unterschied zwischen den beiden Kindern machte; denn hätte sie einen Grund des Tadelns an Lucien finden wollen, so hätte es ihr zu stillem träumerischem Wesen sein müssen, das von der lebhaften, aufgeweckten Toni vollständig verdunkelt wurde. So erschien ihr Lucie, mit dem blonden Haar und den hellen Augen, in ihrer ruhigen Sinnesart, wie ein Abbild des ernstesten, kühlen Nordens, hingegen die leidenschaftliche, eckentrische Toni, mit dem nachtschwarzen Haar und den dunklen Augen, als ein Prototyp des herrlichen Südens und Helene gab sich um so mehr dem Zuge ihres Herzens hin, als sie sich überredete, das artige, sanfte Kind bedürfe weniger der Liebe, als das wilde, trostige, wie dem die Kranken nur, nicht die Gefunden eines Arztes bedürften; — bis denn ein Mißgeschick Luciens, oder ein kleiner Unfall Helene eines Besseren belehrte. — Die Baronin war diesen Sommer wieder sehr leidend und angegriffen und der Arzt hatte ihr eine Reise in's Bad vorgeeschlagen. Dazu hatte er ihr die Wahl gelassen zwischen den Heilquellen Driburgs oder denen von Pyrmont. Emma entschied für die ersteren wegen der Zurückgezogenheit des dortigen Lebens; der Baron hingegen für die letzteren, eben weil sich der Kranken da mehr Aufheiterung bieten würde. Er selbst hingegen war zum Deputirten der Ständeversammlung eines Districts erwählt, und wenigleich ungen, mußte er sich längere Zeit von seiner Familie und seinem geliebten Landleben trennen, doch die Pflichten des Staatsbürgers riefen und er mußte ihnen gehorchen. So blieb Helene denn vielfach mit den Kindern und dem Onkel Curt allein; hatte doch auch auf Keinen im Hause Helene's Anwesenheit einen so günstigen Einfluß ausgeübt, als eben auf den alten, sonst mitunter so menschenfeindlichen und schwermüthigen Mann. Mit kindlicher Zuversicht und Aufmerksamkeit suchte sie ihm seine kleinen Wünsche zu erfüllen, suchte ihm ein Buch aus der Bibliothek, wenn er lesen wollte, seine Pfeife, wenn er sie vergessen hatte, heiterte ihn auf, wenn er unglücklich schien, und beruhigte ihn über Toni's Unartigkeiten. Kein Wunder, daß Curt denn auch mit väterlicher Zärtlichkeit Helene's gedachte.

Mit vieler Mühe hatte sie denn endlich ihre Kleinen und namentlich Toni an einen regelmäßigen Schulunterricht gewöhnt, wobei ihr Lucien's Fleiß bei weniger Begabung und Toni's Flüchtigkeit und Nachlässigkeit bei vielen Anlagen auffallend schien. In den Freistunden, wenn sie nicht mehr spielen mochten, machte Helene mit ihnen Touren in die Umgegend oder in das zum Gute gehörende Dörfchen. Emma war eine sehr wohlthätige Dame, die, wenn sie einigermaßen gesund war, selbst gern die Kranken in dem Dörfchen besuchte, um sich nach ihren Bedürfnissen und Verhältnissen zu erkundigen. Jetzt mußte Helene, was sie denn auch gern that, diesen Auftrag übernehmen. Durch Zufall kam sie so eines Abends in das wirthschaftliche Häuschen einer Tagelöhners-Wittwe, die dort mit ihrer kleinen Enkelin lebte und der vom Schlosse immer sehr viel Wohlthaten zugeslossen waren. Jetzt war die Wittve seit einiger Zeit sehr elend und zu beschiden, um die Baronin selbst um Hilfe und Beistand anzusprechen, die diese ihr in gelunden Tagen unaufgefordert angedeihen ließ; um so mehr freute sich die arme Wittve, als Helene denn eines Abends bei ihr erschien.

Mit anspruchloser Liebeshuld unterhielt sich Helene nun mit der Alten, während Alles ihr lebhaft wieder an ihre eigene Kindheit mahnte, an ihre ewig unvergeßliche Großmutter. Lucie schwieg schüchtern, blickte aber so freundlich und herzgewinnend um sich, daß die kleine, sonnenverbrannte Enkelin, um dem hübschen Fräulein einen Gefallen zu erweisen, ihr einen frischen, duftenden Kranz schenkte, den die Kinder in den Städten unter dem Namen: Möbchenkranz feil bieten. Der eigentliche Name dieser kleinen allerliebsten Pflanze, mit den saftigen, sächerförmig stehenden Blättern und den feinen, weißen Blüthen, ist Walmeister, und wenn auch der lateinische Name interessirt: *Asperula odorata*. Toni hingegen stand trotz in einer Ecke, warf den kleinen, purpurrothen Mund bid auf, nahm das weiße Mouffelinkleid eng zusammen, damit es ja nicht staubig werden sollte an der altmodischen Truhe mit den meßingenen Beschlägen. — „Das ist ja ein kleines, hochmüthiges Teufelchen,“ sagte die Alte zu der Enkelin, als Helene sich mit den Kindern entfernte hatte, „das weiße Fräulein ist freundlich wie ein Engel, und die hübsche Mame'll auch, aber die braune Kröte! Welch ein garstiges Geschöpf! und thut sich hervor, als wäre sie eine Baronsstochter, und sie ist doch wohl nur so ein angenommenes Kind.“ — „Großmutter, woher meinst Du das?“ fragte die Enkelin. — „Nun, Du darfst nicht weiter darüber schwätzen, man thut mir vom Schlosse so viel Gutes, und es könnte der Herrschaft unlieb sein, wenn wir uns in Dinge mengen, die Fremde nichts angehen.“

Unter dessen hatte Helene, so leid es ihr auch that, der Kreolin wieder sanfte Vorwürfe ihres unfreundlichen Betragens wegen der armen Wittve und dem Kinde gegenüber gemacht. „Ach, die Kleine sah so schmutzig aus, wie ein Zigeunerkind,“ entgegnete Toni. — „Geht Deine eigene Tante denn nicht selbst hin zu den armen, kranken Leuten und unterhält sich mit ihnen? Soll ich Euch ein Geschichtchen erzählen, wo eine reiche Gräfin Rankau zu einer armen Kranken gegangen ist, und welche einen schönen Lohn sie dafür bekommen hat? Meine gute Toni, glaube mir, eine jede Wohlthat trägt den Lohn des freundigen Bewußtseins in sich, und unser Vater im Himmel, der uns durch seinen Sohn hat zurufen lassen: Selig sind die Barmherzigen, denn sie sollen Barmherzigkeit erlangen! freut sich dessen.“

„Habt Ihr schon von dem schönen Schlosse zu Breitenburg gehört, das hier im Herzogthum liegt, und wenn Ihr es einmal späterhin sehen werdet, dann werdet Ihr Euch freuen, gleich mir, da ich es zum ersten Male sah, wie es so blendend weiß daliegt,

mit seinen gezackten Giebeln, zwischen den dunklen Bäumen, mit seiner Kapelle, deren Glocke einen so lieblichen Klang hat, und mit dem tiefen, alterthümlichen Brummen vor dem Schlosse. — Vor langen Jahren lebte da eine edle Gräfin Anna von Rankau, die gern und freudig ihren leidenden Mitmenschen mit Rath und That beistand. Einstmals saß sie in später Nacht noch wachend in ihrem Zimmer, da öffnete sich leise die Thür, und eine kleine Zwergfrau trat bescheiden hinein, neigte sich tief vor der edlen Gräfin und bat sie mit bebender Stimme, sie möge mit ihr gehen zu einer leidenden Frau. Anna stand schnell auf, schlug einen dunklen Mantel über ihr helles, seidenes Kleid, steckte ein Schächtelchen mit Aetzmitteln und heilsamen Kräutern zu sich und folgte der kleinen Frau. Sie gingen durch unterirdische Gänge, wie sie dazumalen um das Schlosse herum liefen, und erreichten eine entfernte Halle, wo ihnen eine kalte, feuchte Luft entgegenwehte. Auf einem einfachen Lager erblickte sie bei dem matten Schein der Lampe die Kranke. Anna setzte sich freundlich neben sie auf einen niederen Sessel, fragte, wie die Krankheit entstanden, wo sie Schmerzen habe, und reichte ihr dann einen heilsamen Trank. So blieb sie die halbe Nacht an dem Lager der leidenden Frau, und erst als sie in einen sanften Schlaf versunken, entfernte Anna sich leise mit der freundlichen Weisung an die kleine Zwergin, wenn die Kranke ihrer bedürfe, sie wieder zu benachrichtigen. Am nächsten Abend saß Anna wieder in ihrem Gemach, wieder klopfte es an die Thür und wieder suchte die Zwergfrau in's Gemach, verneigte sich tief und sagte mit bebender Stimme: „Ihr habt ein Gott gefälliges Werk gethan; denn ohne Eure Hilfe wäre unsere Aerauenkönigin nicht mehr am Leben.“ — Das dankt sie Euch und mir. — Nehmt dies zum Andenken der Aerauenkönigin, es sei ihr Vermächtniß an das Haus Rankau. Heut es wohl; so lange es dem Hause Rankau erhalten bleibt, wird es bestehen und blühen.“ Damit war sie verschwunden, die Gräfin fand vor sich auf ihrem Tischchen eine Spindel von einem eigenthümlichen Metall, zwei kleine Fische und eine Anzahl Münzen, ebenfalls von diesem fremdartigen Metall. Meine selige Großmama hat diese Andenken einmal selbst gesehen; in einem eisernen Schrank werden sie noch heutigen Tages aufbewahrt, und der Stamm der Grafen blüht noch immer unverfallen fort. Aerauen, müßt Ihr aber wissen, Ihr lieben Kinder, sind kleine Wesen, die in der Erde ihr Dasein hindringen; wenigstens weiß man nichts Näheres von ihnen.“

„O, die Geschichte ist herrlich,“ sagte Lucie, in die Hände klatschend, „ich möchte auch einmal die hübschen Aerauenandenken sehen.“ — Das war auch eine Aerauenkönigin, zu der die Gräfin Anna ging und keine Bauersleute,“ meinte Toni zornlich hochmüthig; und Helene entgegnete: „Dennoch können oft einfache Bauersleute den vornehmen Leuten die größten Dienste erzeigen, und da weiß ich noch eine kleine Geschichte aus der Familie der Grafen Rankau: — Vor vielen Jahren, es können Jahrhunderte sein, stand das Schlosse Breitenburg freilich schon stolz und herrlich, wie eben jetzt, vielleicht nur in anderer Gestalt; die Umgegend war auch lauter Heide oder tiefe Moräste; wo jetzt fette, blumenreiche Wiesen und saatenreiche Felder sich in den silbernen Fluten der kleinen Stör Spiegel, wo auf den braunen Strohdächern der Storch klappert und auf das behagliche Treiben buntgekleideter Kinder niederschaut, da hausten ehemals vielleicht Bären und andere wilde Thiere. Einst war im Schlosse ein großes Treibjagen veranstaltet; denn auch die weiten Tannenwälder umher waren mit verschiedenen Arten Wild. Einer der Grafen Rankau war in der Besorgung eines Thieres zu eifrig geworden, hatte sich in den Morast hinein verirrt und konnte, wie er wieder recht zur Besinnung kam, weder rückwärts noch vorwärts. Er rief nach Hilfe; aber sein Ruf verhallte ungehört in der Einsamkeit umher; er dachte an seine Frau und seine Kinder, eine namenlose Angst überkam ihn und demüthigvoll, und doch mit kindlichem Vertrauen warf er einen Blick zu seinem Vater im Himmel, der ihm allein noch Hilfe senden konnte. Siehe da, Gott hatte sein Gebet erhört und sendete ihm Hilfe. Ein Bauersmann kommt zur Mittagzeit des Weges daher; er hat seine Ackergeräte, Schaufel und Hacke auf der Schulter, hört von Ferne einen Hilferuf, sieht in dem Morast sich eine menschliche Gestalt bewegen, er erkennt mit Entsetzen den Herrn Grafen, läuft zurück, holt einen langen Balken, wirft den über die tiefe Stelle, geht hin, reicht dem Grafen seine Hand und zieht ihn glücklich aus dem Sumpf, in dem er ohne den Mann hätte umkommen müssen. „Habe Dank, mein Freund,“ beginnt der Graf, „ohne Dich wäre ich nicht mehr am Leben,“ dabei drückt er des Arbeiters rauhe Hand. „Lassen sie es gut sein, Herr Graf,“ entgegnete einfach der Bauer, „Jeder von uns hätte mit Freunden ein Gleiches gethan, einem so lieben Herrn das Leben zu retten.“ — „Dast Du nicht einen Wunsch, den ich Dir erfüllen könnte?“ fragte der Graf, „ich möchte so gern gegen Dich erkenntlich sein.“ — „Nun denn, Herr Graf, wenn Sie es wünschen, so schenken Sie mir und meinen Nachkommen dieses Stückchen Moor, so weit ungefähr,“ und dabei beschrieb er einen gar großen Raum, „das lassen Sie mir und meinen Erben zum Eigenthum, als Erinnerung an eine der glücklichsten Stunden meines Lebens.“ — „Dopp, es sei,“ sagte lächelnd der Graf. — „Aber ohne Abgaben, ich bin nur ein armer Mann, gnädiger Herr,“ bemerkte der Bauer. — „Natürlich, natürlich, ohne Abgaben, mein Freund; aber halt, es geht nicht so, die Form muß beachtet werden, so höre denn: Jedes Jahr bringst Du und Deine Nachkommen mir und meinen Erben einen Pennig auf das Schlosse, immer um die bestimmte Stunde, und heute machst Du gleich den Anfang, bezahlt Deine Steuer und bleibst heute Mittag mein Gast, es ist der 10. November, der Tag des heiligen Martinus, und zu Ehren jenes Heiligen erscheint immer eine gebatene Gans auf meiner Tafel, die Du mir sollst verzehren helfen. Komm, ohne Umstände, mein Freund.“ Der verwirrte Bauer folgte dem Grafen in das Schlosse und so blieb es in Zukunft. Der Moor wurde im Laufe der Zeiten eine blühende Wiese und sie heißt noch heutigen Tages die Pennigwiese. Der Bauer brachte alljährlich seinen bestimmten Zins, seine Ehre thaten dergleichen, bis auf diese Stunde, wo noch jetzt zur bestimmten Zeit, mit dem Glockenschlage der Bauer sich dem Schlosse naht, Bedienten ihn freundlich empfangen und in den herrlichen Saal führen, allwo er seinen Zins entrichtet und dann mit der gräßlichen Herrschaft die gebatene Martinus-Gans verschmaukt.“ Unter solchen und ähnlichen Erzählungen, denn Helene liebte es, den Kindern in anziehendem Gewande der Sagen und Geschichten Lehren der Moral und Religion mitzutheilen, hatten sie den Schlossehof erreicht. Helene begab sich zu der leidenden Baronin, um ihr einen genauen Bericht über die Verhältnisse und das Befinden der

kranken Wittve abzustatten. Dann eilte sie wieder zu den Kleinen, die auf dem Balkon mit dem Onkel plauderten, der, bequem in seinem weichen Lehnstuhl hingestreckt, eben seine Lieblingslectüre, ein Werk des unerreichten Alexander von Humboldt, bei Seite gelegt und in einem seltnen Anflug von heit'rer Laune mit den Kindern tändelte. Toni hatte nämlich ein unbeschreibliches Wohlgefallen an dem hübschen, grünen Blätterkranz, den Lucie von der kleinen Enkelin der Wittve erhalten hatte; mit einer ihr eigenthümlichen Eitelkeit hatte sie den breiten Strohhut mit den karmoisinrothen, seidnen Flatterbändern abgeworfen, den Kranz auf die schwarzen Locken gesetzt und bat Lucie nun so schön, ihn denselben zu lassen, daß das gute Kind mit Freuden einwilligte, auch ohne die große Wackzuppe dafür anzunehmen, die Toni ihr angeboten hatte. Vergnügt hüpfte Lucie in den Garten, um sich auch wenigstens einen Kranz zu binden, wenn er auch so schön nicht werden könnte wie Toni's; denn, meinte sie, Helene würde ihr schon helfen. Unter dessen hatte Helene sich wieder bei dem Onkel eingefunden, machte ihn durch einen lächelnden Blick auf die kleine Kreolin aufmerksam, die denn überaus reizend aussah mit dem grünen Blätterkranz auf den vollen Locken, sich indessen, nach ihrer lebhaften Weise dessen überdrüssig, bald nach einem neuen Spielwerk umseh, den mächtigen und doch so guten Neufundländer des Barons auf dem Kissen gewahrt und nun mit ihm tändelte. Helene ergriff eine Handarbeit, der Onkel fragte sie lächelnd, ob es sie interessire, wenn er ihr etwas vorlesen würde; das junge Mädchen gab freudig ihre Zustimmung, gespannt der Stimme des alten Mannes lauschend — und aufs Neue fühlte sie sich durchdrungen von Ehrfurcht und Erstaunen vor der Größe und Tiefe eines solchen Menschengesistes wie Humboldt, dem fast alle Geheimnisse der Natur offenbar, der Meere durchschiffte, Länder durchkreuzte, der die Gipfel himmelhoher Berge erklimmen und doch sein Herz nicht den sanfteren Regungen menschlichen Gefühls verschlossen hat. Durch das Buch und dessen Verfasser kamen sie auf Berlin zu sprechen; Helene erzählte von den vielen Lebenswürdigkeiten, dem prächtigen brandenburgischen Thor mit seinem Siegeswagen, dem königlichen Schlosse mit seinen Kunstschätzen, dem alten und neuen Museum und endlich von dem allerliebsten Potsdam, mit seinem eleganten Babelsberg, darauf von den schönen Wasserfontänen, und Sanssouci mit den prächtigen Fontainen; sie sprach von dem majestätischen neuen Palais das sich Friedrich der Große hat erbauen lassen, von dem zierlichen Marmorpalais, von dem kleinen Charlottenhof, dem Lieblingsaufenthalt des jetzigen Königs, in dem sie mit so viel Interesse die Zimmer des Herrn Geheimrath Grellert von Humboldt betrachtet habe, und mit der Elasticität eines jugendlichen Geistes war sie plötzlich wieder in dem grünen Biergarten, in dem altmodischen Jagdschlosse Bellevue, wo sie sammt ihren Reisegefährtinnen durch Vermittelung der Castellantin einen Platz am Fenster bekommen hatte; denn da war eben Ministerrath und der König kam mit seinen Prinzen, Adjutanten, Ministern und Generalen. Als die Versammlung beendet war, eniserten sich nach und nach Alle wieder. Am Eingang des Schlosse stand der Portier, mit seinem zweijährigen Knaben an der Hand, der heute im vollsten Staate in einem dunkelrothen Sammetkleide und einem italienischen Strohhütchen der königlichen Majestät sollte ehrfurchtsvoll vorgestellt werden. Aber, mein Gott, wie kann ein König Zeit haben, ein so unansehnliches kleines Kindchen zu beachten? Der Adjutant flüster im Vorbeigehen dem König einige Worte zu, der König nickte dem Alten und dem Kinde zu. Einige Adjutanten und Generale thaten dergleichen. Die Meisten sahen die Beiden nicht einmal an. Ganz zu allerletzt kam ein kleiner Herr, im schwarzen Anzuge, mit einem bleichen, intelligenten Gesicht und weißem Haar, siehe, das war Er, und er blieb stehen, redete mit dem Vater, nahm den kleinen Jungen auf seinen Arm, streichelte seine blonden Locken und seine rosigten Wangen und stellte ihn dann sachte wieder auf die Erde. „Da hätte ich nur ein Maler sein mögen, um dieses Bild abzumalen, wie es noch immerdar meiner Erinnerung vor-schwebt! — Aber mein Gott, wo ist Lucie,“ rief sie plötzlich aufspringend, „ich habe die Kleine so lange nicht gesehen.“ — „Toni, wo ist Lucie?“ rief sie dieser zu. „Ich weiß es nicht,“ lautete die kurze Antwort. Helene eilte in den Garten. „Lucie, wo bist Du?“ rief sie laut. „Da bin ich!“ entgegnete eine leise Stimme. Helene trat in die blühende Geisblattlaube. „Was fehlt Dir, meine süße Lucie?“ fragte sie die am Boden sitzende Kleine. „Ich habe mir meinen Fuß verstaucht,“ sagte Lucie mit leisem Weinen. „Ich wollte gern auch einen so hübschen, grünen Kranz haben wie Toni und konnte nur keinen finden, da weiß ich nicht, wie es kam, ich lief schnell und glitt aus.“ Helene nahm das Kind in ihre Arme. „Hättest Du es mir nur gesagt, mein Engel, ich hätte Dir gern auch einen gewunden.“ — „Hättest Du es auch gern gethan?“ fragte Lucie ernst und sah sie mit den großen Augen klar an. Eine brennende Röthe überflog Helene's Antlitz. Von dem unglückigen und doch so tiefen Blick des Kindes fühlte sie sich bis in's Herz hinein getroffen. Mit dem Hellsehen, wie es Kindern mitunter eigen, hatte Lucie längst schon Helene's Vorliebe für die kleine Kreolin gefühlt und sich deswegen so still und schüchtern zurückgezogen. Im Nu war Helene sich ihrer Schuld bewußt, ihrer Ungerechtigkeit gegen Lucie; sie erkannte, wie sie die Kleine nie hätte so schön geschmückt sehen können, ohne Toni's im Augenblick zu gedenken. Heiße Thränen quollen aus ihren Augen und fielen auf des Kindes bleiche Wangen. „Warum weinst Du, Helene?“ fragte sie diese. „Hast Du Schmerzen?“ unterbraach Helene sie. „O, wenn ich den Fuß bewege, sehr viele Schmerzen!“ Dabei fing Lucie bitterlich an zu weinen. Mein Gott, mein Gott! stehle Helene im Innersten ihres Herzens, wenn dem Kinde nur kein Unglück zugestoßen ist! und das allein durch meine Schuld; ich würde es mir nie vergeben können und meine Großmutter auch nicht, und der liebe Gott auch nicht! So ging sie weiter in ihrem Ideenkreise. Aber in Zukunft wollte sie besser ihre Pflicht erfüllen und nicht die kleine Kreolin auf Kosten des unschuldigen Kindes zu dem Abgott ihres Herzens machen. — „Lieber Gott,“ betete sie, „wende nur diesmal ein Unglück von uns ab! ich könnte nie wieder ruhig werden!“

Noch nie in ihrem Leben hatte Helene eine so unglückliche Nacht gehabt, als diese. Als die geliebte Großmutter ihr gestorben, hatte sie bittere Thränen geweint; als sie von ihrem traulichen Heimathdörfchen hinaus in die Fremde ziehen mußte, war es ihr bange und schwer um's Herz gewesen; aber keine Reue, kein Vorwurf traf ihre Seele. Jetzt war es lange nach Mitternacht, der erfahrene Hausarzt, der eben bei der Baronin

gewesen, hatte Luciens Verletzung nicht für bedeutend, sondern nur für eine freilich sehr schmerzhaft Contusion erklärt; Helene lag noch schlaflos in ihrem Bett, weinte heiße Thränen und überhäufte sich mit bitteren Vorwürfen. Hätten der „Onkel“ und die Baronin mit ihr geküßt, sie ihrer Unachtsamkeit wegen gescholten, dann wäre ihr minder elend zu Sinnen gewesen, als eben jetzt. Keinem von Beiden war es eingefallen, Helene die Schuld beizumessen, sie nannten es einen unglücklichen Zufall, wo Lucie vielleicht einen unsicheren Schritt gethan hätte. Keiner klagte Helene an, nur ihr eigenes Gewissen, das bessere Selbst; ist das Gewissen doch auch ein gar unbestechlicher Richter. In dem matten Hochdunkel der Juli-Nacht, nach dem Wibe ihrer Großmutter klickend, das finster und drohend auf sie niederbrachte, — so schien es Helene's aufgeregter Einbildungskraft —, gelobte sie sich selbst und dem Andenken der theuren Verstorbenen Besserung, gelobte strenge über sich zu wachen, sich nicht von äußerer Schönheit der Kreolin verblenden zu lassen, indessen ihr einziges Bestreben gewesen, die Liebe der oft so undankbaren Toni zu erringen. Aber es sollte anders werden. Helene hielt sich selber Wort. Sie hatte erkannt, daß sie sich auf der einen Seite eine tadelnswürdige Schwäche Toni gegenüber, und auf der anderen Seite Ungerechtigkeit hatte zu Schulden kommen lassen. Mit der größten Freundschaft suchte sie Luciens Stubenarrest erträglich zu machen, denn der Hausarzt hatte ihr empfohlen, einige Tage still auf dem Sopha liegen zu bleiben, und bei einer sehr schwächlichen Constitution griffen denn die Schmerzen und der Mangel an frischer Luft und Bewegung das Kind sehr an. Die Reise in's Bad wurde einmal wieder in Anregung gebracht, der Baron, der eben einige Tage anwesend war, sprach sich entschieden für Pymont aus und die sanfte Emma widerlegte sich ihrem Gatten nicht.

„Liebe Emma“, sagte eines Abends Curt zu der Genannten, „wie wäre es, wenn Sie die Kinder mit sich nähmen; es könnte ihnen nicht schaden, und Helene wäre die kleine Freude auch schon zu gönnen, ist sie doch so unermüdetlich in Erfüllung ihrer eben nicht leichten Pflichten.“ „Ich habe auch schon daran gedacht“, entgegnete Emma, „und mit Siegfried darüber gesprochen; er war ebenfalls meiner Meinung, wenn er mich auch darauf aufmerksam machte, wie hinderlich zwei so kleine Mädchen auf einer ohnehin weiten Reise sind.“ „Ach, meine liebe Schwägerin“, unterbrach Curt sie lächelnd, „deswegen nehmen Sie Helene mit und mir bedauere ich, Sie nicht escortiren zu können; ich würde mich mit meinem hölzernen Bein auch zu uncavaliermäßig ausnehmen neben der Frau Baronin Emma von Norden.“ „Herzlichen Dank für Ihren guten Willen“, entgegnete Emma freundlich, und reichte ihm ihre Hand, „nehmen Sie sich nur indessen des Hauses an, und treiben fleißig Lectüre, damit Ihnen die Zeit nicht zu lang wird. Sie übernehmen den schwersten Posten, in Abwesenheit meines Mannes, der mich nicht einmal begleiten kann, allein in dem großen Hause zu bleiben.“ „Das quält mich auch mehr, als alles Andere“, nahm Curt ernst das Wort, „zum Glück ist es Sommer und die Zeit Ihrer Abwesenheit ist nicht so lang; kommen Sie nur hübsch gesund und munter wieder und bringen die Kleinen wieder behalten mit; nur möchte ich der Eimen gern etwas mehr Lebhaftigkeit des Geistes wünschen.“ „Und der Anderen etwas weniger“, unterbrach ihn Emma lächelnd.

Der Reisemorgen war da. Die Reisekoffer waren gepackt; die Kalesche mit dem freiherrlichen Wappen stand vor der Thür. Die Damen nahmen freundlichen Abschied von dem „Onkel“, der ganz betrübt ausah, die Baronin empfahl der alten Haushälterin, gute Aufsicht zu führen, Lisette, das Kammermädchen, sah vorn bei dem Kutscher zwischen Hufschachteln und Geiz. Noch einmal „Adieu“, und es ging fort. Lassen wir sie fahren, denn es liegt nicht in unserem Plan, ihnen Schritt für Schritt zu folgen; erst am Bahnhof in Hannover suchen wir sie wieder auf, wo Helene ein frohes Wiedersehen erwartete, das sie für ein glückliches Omen nahm. Unerwartet traf sie nämlich, wie uns fast immer im Leben die höchste Freude unerwartet erscheint, mit dem Doctor Werner, dem langjährigen Hausfreund ihrer eigenen Kinheit und ihrer geliebten Großmutter, zusammen, der mit seiner ältesten Tochter Marie, einem 14jährigen Mädchen, nach dem Tode seiner Hausfrau, eine kleine Reise durch einen Theil Deutschlands machen wollte. Mit Freudenthränen umarmte Helene den alten Freund und seine Tochter und stellte ihn dann der Baronin vor, die nicht wenig erfreut schien, unverhofft mit einem Landsmann zusammenzutreffen, der sich ihrer, so gestand sie ihm offenberzig, in der großen Stadt annehmen würde, denn daß das Reisen, wenn auch heutzutage um Vieles erleichtert, für Damen und namentlich für ziemlich verübte, mancherlei Mühseligkeiten bietet, können wir nicht in Abrede stellen. Gemeinlich bezogen sie ein Hotel, nahmen einen Wagen, um die schönsten Plätze in Hagenstein zu nehmen, den hübschen Georgsplatz mit dem neuen Opernhause, die Esplanade mit den Kaffeehäusern, dem Standbild Leibnits' des Weltweisen und der 162 Fuß hohen Waterloo-Säule. Helene's Augen schweiften über alle die Herrlichkeiten hinweg, zu den blauen Contouren des Deistergebirges, das sich am fernen Horizont bestimmt emporhob. Das waren die ersten Berge, die sie sah, und nach den Bergen war immer ihr Sehnen gegangen, sie waren der Traum ihres jungen Lebens; und da lagen sie in der Ferne in bläulichen Umrissen vor ihr. Die Baronin hatte sich mit dem Doctor verabredet, den hübscheren, wenn auch bedeutend weiteren Weg über Göttingen, Kassel, Karlsruhen und die Weser stromabwärts nach Pymont zu machen, statt des näheren über Lippspringe, einen kleinen Badeort im Deistergebirge, und Hameln an der Weser. Am Ende des dritten Reisetages erreichten sie denn Kassel, die herrliche Residenz Kurheßens, an der Fulda, in einem von sanftaufsteigenden Bergen umgebenen Thal. Alles wurde besehen und bewundert, die schönen weiten Plätze mit den herrlichen Gebäuden, der Augarten mit dem Schloß und dem köstlichen Marmorbad, ein römischer Styl aufgeführt, das Helene so recht ein Bild von der raffinierten Eleganz der Römer zu Zeiten ihres Glanzes veranschaulichte. Der nächste Nachmittag wurde dem Besuch der Wilhelmshöhe gewidmet, mit ihrem weltberühmten Hercules, oben auf der Höhe des Kaisberges, von wo, aus dem natürlichen Bassin, das Wasser von oben hinab sich tosend und schäumend über malerisch-wilde Felsenparthien ergießt, um unten, unfern dem stattlichen

Schloß, als über 100 Fuß hoher Wasserstrahl perlend und zischend in die Höhe zu steigen. Die Sonne schien freundlich und hell auf den perlenden Wasserstrahl; alle Farben des Regenbogens zitterten und flimmerten darauf.

Nächsten Tages ging die Reise weiter nach Karlsruhen, einem kleinen kurheßischen Städtchen an der Diemel. Der Doctor machte die Baronin auf die vielen Schwierigkeiten des Erdbodens bei der Anlegung der Eisenbahn aufmerksam, die sich buchstäblich zwischen dem Flüsschen und den dunkelbewaldeten Bergen dahinschlängelt. Immer bei jeglicher Biegung des Weges erschien der Hercules wieder, der heute aber so finster und mürrisch ausschaut, denn schwere Regenwolken umlagerten ihn. Von den Höhen der Berge blickten mitunter Ruinen alter Burgen auf die grünen Thäler nieder, auf die rastlos dahintretenden Wagen, von dem schraubenden, qualmenden Ruch des Dampfes pfeilschnell von dannen gezogen. Es ging durch einen dunklen, in Felsen gebauenen Tunnel; Lucie schmiegte sich ängstlich an die Mutter; unterdessen kamen denn auch schon grüne Bäume und blauer Himmel zum Vorschein und sie waren in Karlsruhen, das ganz allerliebste, wie in eine Schlucht eingeklemmt, zwischen den braunen Bergen liegt. Im letzten Abendrothschein, als die Baronin schon mit den müden Kleinen zur Ruhe gegangen, machte Helene noch einmal einen Spaziergang mit dem Doctor und seiner Tochter über die kleine Diemelbrücke, nach der gegenüberliegenden Juliushöhe und von da weiter nach der Ruine einer ehemaligen Burg, der Rinkenburg. Ein tiefer, heiliger Gottesfriede lagerte auf der ganzen Landschaft, die nach Helene's Begriff entschieden schwärzer sein mußte, das Läuten heimkehrender Heerden ertönte durch die feierliche Stille. So glücklich war Helene noch nie in ihrem Leben gewesen.

Auf dem Dampfschiff „Germania“ ging es den folgenden Morgen die Weser stromabwärts, die, wenn sie sich auch nicht an romantischer Schönheit mit den Gestaden des Rheines vergleichen kann, doch immer einen bedeutenden Platz unter den größeren Strömen unseres deutschen Vaterlandes einnimmt, und vorbei ging es an den hübschen Stationen Beverungen und Herfelle, an Polle, mit seiner unheimlichen Teufelsmühle, Blankenburg mit der herzoglichen Porcellanfabrik auf der Höhe des Berges, vorbei an dem Städtchen Holzminden, dem ehemaligen Kloster Corvei, dem hannoverschen Städtchen Hameln zu, das sich alterthümlich genug mit seinen Kirchen und Häusern ausnimmt. Von hier aus wurde ein bequemer Extrawagen genommen, und es ging bergauf und bergunter dem Reiseziele Pymont zu. Damit den Kleinen unterwegs die Zeit nicht zu lang werden sollte, denn schlafen wollten sie nicht, dafür waren sie zu aufgeregt, erzählte Helene ihnen die Sage von dem alten Rattenfänger zu Hameln, und wenn, Ihr Lieben, sie theilweise nicht kennt, so sollt Ihr sie hören: Im Jahre 1284 kam unvermuthet ein Rattenfänger nach Hameln und erbot sich, die Bürger des Städtchens von einer großen Landesplage, den Mäusen und Ratten, zu befreien. Die Einwohner wurden mit ihm Handels einig, er ging langsam durch die Gassen, pffif eine eigentümliche Melodie und siehe da, sämtliche Ratten und Mäuse liefen hinter ihm her, er ging mit ihnen bis zur Weser, sie sprangen hinein und ertranken alle. Unheimlich und wunderbar genug sah der alte mürrische Mann aus, aber er hatte sein Wort gehalten. Nun hätten die Einwohner ein Gleiches thun und ihm freudig das Geld geben sollen; statt dessen weigerten sie sich, der alte Mann mochte bitten und drohen, so viel er wollte — Alles umsonst! Gut, sagte der alte Pfeifer, dafür sollt Ihr mir bißchen und seine Rache blieb nicht aus; freilich unchristlich genug, „denn die Rache ist mein“, sagt der Herr in seinem Wort zu uns. Am ersten Sonntag, da eben alle Bürger Hamelns in der Kirche waren, ging er wieder durch die Gassen und pffif eine so wunderbar anziehende Weise, daß alle Kinder, die gerade im Freien spielten, hinter ihm herliefen. Bedächtlich schritt er dem nahen Kuppelberge zu und hier verschwand die arme Kinder sämmtlich, — nur eins von ihnen — hatte sich verspätet und erzählte weinend den Eltern die trostlose Wahr. Eine alte Frau, die allein im Stübchen geblieben war, berichtete nachher, auf einmal durch die tiefe Stille des Sonntagmorgens eine so Mark und Bein durchdringende Melodie gehört zu haben, der sie selbst nachzueilen einen unwillkürlichen Reiz in den Füßen gefühlt, wenn sie nicht lahm gewesen wäre und geschwind ein Vater unser gebetet hätte. Da könnt Ihr Euch den Jammer der Eltern denken, die durch ihre eigene Schuld die geliebten Kleinen verloren hatten. Durch in späteren Jahren erfuhren die verlassenen Eltern, der unheimliche Rattenfänger habe mit den geraubten Kindern im fernen Siebenbürgen eine Colonie gegründet. „Es läßt sich eigentlich nicht genau bestimmen, welche Thatsache dieser Sage zu Grunde gelegen hat“, wandte sich der Doctor an die Baronin, die lächelnd zugehört hatte. „Einige Chronikensreiber nehmen an, ein Bischof von Minden habe diese Kinder geraubt, um mit ihnen eine Colonie zu stiften. Andere meinen, und dies scheint mir sehr wahrscheinlich, bei einem Volksfeste sei ein unvorhergesehener Bergsturz geschehen und habe die Kinder verschüttet.“ — Schneller, als sie gedacht hatten, erreichten die Reisenden Pymont, in einem blühenden Thal an der Emmer, von lieblichen Bergen umgeben, ist es doch ein gar reizender Badeort, ohnehin die Residenz des Fürstenthumes Waldeck, mit einem stattlichen Schloß, das sich zwischen dunklen Alleen erhebt. Elegante Badehäuser, zierliche Wirthshäuser, Schaupielhaus und Conversationshaus, Läden, in denen eine Menge Luxusartikel feilgeboten werden, eine elegante Trinkhalle mit schönen luftigen Säulengängen, dabei die schmetternden Töne der Musik, die unsern von einer Tribüne, mitten unter dunklen Bäumen erschalle, so bot Pymont mit seinen eleganten Badegästen ein freundliches Bild und bald genug sollten unsere Reisenden sich da heimlich fühlen. Die kleine Lucie erhobte sich zu lebend, ebenfalls die Baronin, der Brunnen, Luft und Wäber sehr gut zusagten. Die kleine Toni mußte sich mit häufigen Ritten auf den schön geschmückten Eseln begnügen, denn bei ihrem lebhaften Temperament regte die Cur sie viel zu sehr auf. Die vielen Spaziergänge in Gesellschaft Helene's boten ihr denn auch einen vollkommenen Ersatz. Die größte Freude der beiden Kleinen blieb immer das schöne dunkle Marmorbassin, am Eingange der schattigen Brunnen-Allee, wo aus einer erzenen kleinen Statue ein leichter Wasserstrahl in die Höhe flog. In die reizende Umgegend wurden häufige Excursionen zu Fuß, zu Wagen oder auf Eseln gemacht, hierauf zu der, nach Friedrich dem Großen sogenannten Königshöhe, durch ein niedliches Tannenwäldchen, zu dem Felsenkeller mit seiner unheimlichen

Dunsthülle, aus deren feuchtem Boden ein so starkes kohlens saures Gas in die Höhe steigt, daß die Flamme des Feuers wenn man es in den Bereich jener Luft bringt, erlischt, kleine Schmetterlinge und Vögel todt hinfallen, und selbst Menschen dieser schädlichen Atmosphäre nicht widerstehen können, zuerst nur einen leichten Schwindel wie im Champagner-Rausch fühlen, dann endlich befinnungslos niedersinken, um niemals wieder zu erwachen; nach Lüdge, mit einem ehemaligen Franziskanerkloster und einer von Karl dem Großen erbauten Kreuzkirche, wo Moritz, der letzte Graf von Pymont, neben seiner Gemahlin mit Helm und Schild begraben liegt, nach dem entfernten Ohrgarten, auf dem Ohrberge an der Weser, den unsere Reisenden schon auf der Weserfahrt bewundert hatten. — Schnell und angenehm entschwanden ihnen die wenigen Wochen ihres Badelebens, die Baronin beschränkte sich auf einen kleinen Kreis von Bekannten, unter denen ihr der Doctor Werner, mit seinem einfachen Wesen bei so hoher, vielseitiger Bildung, bald der liebste war. Helene verlebte glückliche Tage in der herrlichen Natur, im häufigen Zusammensein mit der lieben Kindheitsgespielin und dem erprobten Hausfreund ihrer seligen Großmutter, die der alte Menschenfeind immer so hoch geehrt hatte. Mit der ihr eigenen Offenherzigkeit entdeckte sich Helene dem treuen Freunde wegen Toni's, zu der sie sich so mächtig hingezogen fühlte, sie mochte wollen oder nicht. „Du hast Recht, mein Kind“, entgegnete der alte Doctor ihr denn einmal, „auch mich fest sie in Erstaunen wegen ihrer ungemein früh entwickelten Geistesanlagen, bei einem so zarten Organismus; dabei ihr reizbares, heftiges Temperament, das sie aufzuehren scheint, — fast möchte ich fürchten, eine so frühentfaltete Tropenpflanze, ein Kind des heißen Südens, wie die Kreolin ist, wird schwerlich den rauhen Stürmen eines nordischen Herbstes Trost bieten können. Ein Wesen wie sie bedarf Sonnenschein zu ihrer körperlichen Erhaltung und Entwicklung, und eine unbegrenzte Liebe zu ihrer geistigen. Wie ich die kleine Toni durchschaue, mit ihren Launen und Eigensinn fühlte sie instinctmäßig, so scheint es mir, daß ihr die Liebe einer Mutter fehlt, und dieses Gefühl verfinstert ihr Gemüth im Hinblick auf die glücklichere Lucie.“

Unerwartet, gegen Ende der Saison in dem lieblichen Pymont, traf der Baron ein, der, eine Vertagung der Ständeversammlung benutzend, sich Urlaub genommen hatte, um seine Frau und die Kleinen abzuholen. Auch er fand an dem Doctor ein herzlich willkommenes Willkommen, dem er nebenbei zu so viel Dank verbunden war, da Emma durch seine Sorge und Umsicht so mancher Mühseligkeiten überhoben gewesen. Gemeinlich traten sie den Rückweg über Lippspringe bis Hannover an. Hier endlich sollte die Trennungstunde Helene's von den lieblichen Jugendbekannten schlagen; nur mit Herzpochen hatte sie oft daran gedacht und endlich war sie da! Der Doctor, der in seiner Abwesenheit seine große Praxis einem Studienfreund aus dem benachbarten Städtchen übertragen hatte, wollte mit seiner Tochter eine kleine Anstalt in einen Theil des Harzes unternehmen, um dem jungen Mädchen die Freude zu bereiten, so recht nach Herzenslust auf den Bergen umherzuleitern, nur müsse sie nicht zu früh ermüden, fügte er lächelnd hinzu. „Helene“, nahm da unerwartet Emma das Wort, „wie wäre es, wenn Du mit dem Herrn Doctor und seiner Marie den kleinen Absteher ins Gebirge unternähmest? Ich bin mit Gottes Hilfe so weit, daß ich die wenigen Tage in Deiner Abwesenheit die Sorge der Kinder übernehmen kann, und Dir würde es doch eine ächte Herzensfreude sein.“

Sprachlos starrte Helene die Redende an. „Wär's möglich?“ stammelte sie endlich mit freudglühenden Wangen. „Wie göttlich Sie gegen mich sind, liebste Frau Baronin!“ und mit kindlicher Innigkeit drückte sie einen heißen Kuß auf die feine Hand der Dame.

Die Verabredungen wurden schnell getroffen, Helene küßte Lucie und Toni zum Abschied, dankte noch einmal dem Baron und der Baronin, und fort ging es mit dem Bahnzuge über Braunshweig bis nach Harzburg, dem ersten Städtchen im Gebirge. Helene und Marie jubelten laut, als sie in der Ferne am dunklen Horizont die Gebirgszüge des Harzes erblickten; ein freundlicher Herr, der mit ihnen reiste, zeigte ihnen den fernen Brocken, den Riesen des Harzes; sein Haupt war aber heute, wie so oft der Fall, von Nebeln und Wolken umhangen. Wir wollen ihnen nicht Schritt für Schritt folgen, nur bei einzelnen Punkten laßt uns verweilen — und wenn Euch, Ihr Lieben, bereinst, ob früher oder später, das Glück zu Theil wird, eine solche Reise zu machen, dann könnt Ihr Euch den Jubel der jungen Mädchen denken. — Da war Harzburg mit seinem unfern Juliusthal, einem besuchten Soolbade am Fuße des hohen Burgberges, dessen waldbumkränzte Höhen eine schöne, alte Ruine aus den Zeiten Heinrich's des Vogelfängers schmückt. Da war das Dackthal, das sie bei Sonnenuntergang betraten, das fast von ferne ein diabolisches Aussehen hatte, mit seinem Hütenwerk, seiner schweren, schwefeligen Luft, die ringsum alle Vegetation ersticht, von der hohen, immergrünen Tanne bis zu dem niedrigsten Moos, mit seinen schwarzen ungeheuren Schlackenbergen. Weiter hinein, tiefer im Thal, wo die Ocker schäumend und tosend dahinschießt, sind überaus wilde und romantische Parthien; unter ihnen die Studentenkuppe. Da liegt Goslar, die alte ehemalige Reichsstadt, wo die Kaiser eine Zeit lang in dem gewaltigen Zwingler residirt haben, mit den Trümmern einer ehemaligen Kaiserburg, mit dem alterthümlichen Kaiserswerth, jetzt dem ersten Gasthof der Stadt, der kleinen, äußerst lebenswerthen Kapelle des ehemaligen Domes, der 1820 abgebrochen ist, darinnen der Sarg der frommen Gifela, der Kaiserin, die diesen Dom gegründet hat, der Untersatz des alten, metallenen Kaiserstuhles, der Altar des Gottes Grodo aus der heidnischen Urzeit der Wenden, der indessen, nach neueren Forschungen, aus den Pagoden des fernen Indiens dahingebacht war, wenn und von wem ist noch unermittelt geblieben; Napoleon entführte seiner Zeit auch diesen uralten Götzaltar mit den kleinsten schieflichen Götzbildern nach Paris, um seine Kunstschätze zu bereichern, bis nach Uebergabe aller geraubten Kostbarkeiten und Seltenheiten der Altar wieder in seinen Dom, darin er so lange gestanden, zurückkehrte. Das Herz des unglücklichen Kaisers Heinrich des Vierten liegt denn auch seinem Wunsche gemäß unter dem Hochaltar, oder lag vielmehr da, denn eine Zeit lang war es verschwunden, befindet sich indessen gegenwärtig im Museum des Königs von Preußen.

(Schluß folgt.)



Sommer-Moden.

Erklärung des Modenbildes.

Figur 1. Robe von hellgrauem Taffet mit abgepackten Bolants, deren Muster in dichten Reihen brauner Aftaschreife besteht. Der Schooß des Leibchens und die Bolants der Ärmel sind in übereinstimmender Weise verziert. Hut von hellgrünem Grepp mit einem Paradiesvögel in derselben Farbe und mit weißer Bloude garnirt. Mantille "Königin Louise", von der Taille nach hinten in weiter, faltiger Rundung abfallend und vorn in eckig gekämmten Enden ausgehend, welche mit doppelten Spitzen verziert sind. Der obere Theil des Mantellets hat einen doppelten, mit schwarzer Sammetborde garnirten Spitzenkragen, der untere Rand desselben zeigt zwei große Spitzenvolants, deren erster auf die Mantille gefest, während der zweite am Rand derselben festgenäht ist. Marquise von grauem Taffet mit Franzen.

Figur 2. Robe von glattem königsblauen Taffet, an den Seiten mit schwarzer Sammetborde verziert. Hut von blauem Grepp mit weißer Bloude und schwarzer Spitze garnirt. Pelertine "Giovanna" von braunem Taffet, rund geschnitten, mit carrirtem Muster aus schmalen schwarzen Sammetband, Taffetrüthen als Zwischensatz und breiten Guibirevolants. Der obere, mit Taffetrüthen besetzte Theil der Pelertine bildet ein besonderes Schulterstück.

Figur 3. Robe von grünem Taffet mit kleinem schürren Blumenmuster. Mantille "Gabrielle" von braunem Taffet, unten statt der Bolants mit breiten bauschigen Puffen verziert, über deren erstem eine breite Spitze. Platanfischhut von Stroh und grüner Chenille auf weißem Grund, mit Bouquets grüner Federn zu beiden Seiten des äußeren Schirmes garnirt.

Figur 4. Kleid von leichtem lilä Taffet. Basquine "Donato" von weißer Repp, mit Carrour von schmalen schwarzen Sammetbände und kleinen Schleiern desselben Bandes besetzt. Die vollendete Garnitur der Puffenärmel und des unteren Randes der Basquine besteht in breiten Bolants schwarzer Spitzen.

Capote von lilä Taffet und Bloude mit Blumen garnirt. Innere Schirmverzierung ganz von Bloude.

Figur 5. Robe von modifizirtem Noiré antique. Sädschen à la Chevreuse von schwarzem Taffet, die Taille markirend und hinten sich zu einer spitzen Schleppe verflügender. Der untere Bolant des Sädschens, so wie dieses selbst, trägt Krage und Ärmel, sind mit reicher Platanfischborde besetzt. Krage Louis XIII. Sehr weite Puffenunterärmel von Tüll mit

Spitzenvolants. Hut Louis XIII. (Prophezenhut), mit weißen Federn und gleichfarbigem Band garnirt, dessen Enden lang herabfallen. Im Innern des Schirmes an einer Seite ein Federbouquet, an der andern volle Bandschleifen. Grüner Sonnenschirm mit Bolant.

Figur 6. Bolantrobe von schyrem braunem Taffet mit Sammetmuster, welches Muschen in nach oben abnehmender Größe bildet. Hut von weißem Tüll, ganz mit Bloude bedeckt und verziert mit einem weiten Wondenbleier, welcher auf das am äußern Hut angebrachte Magnolienbouquet zurückfällt. Mantille "Laurine" von braunem Taffet, mit Sammetmuschen und reicher Moosfranze (gebremte Franze) garnirt, welcher am Rande noch fraule Eichel als Verzierung gegeben sind.

Original-Musik des Bazar.

Es giebt ein banges Sehnen.

Gedicht von Anna von Bequignolles.

[Bazar 1857 Nr. 5.]

Andante.

Componirt von C. Werny.

SINGSTIMME.

PIANOFORTE.

The musical score consists of a vocal line (SINGSTIMME) and a piano accompaniment (PIANOFORTE). The vocal line is in a single staff with a treble clef and a common time signature. The piano accompaniment is in two staves (treble and bass clefs) with a common time signature. The lyrics are written below the vocal line. The score includes dynamic markings such as 'p' (piano) and 'dim.' (diminuendo). There are also performance instructions like 'Ped.' (pedal) and a star symbol at the end of the piece.

2. Es kommt ohn' jedes Mahnen,
Hat Wort nicht und Gestalt,
Auf unsichtbaren Bahnen
Raht es mit Allgewalt.
3. Es greift in unsrer Seele
Geheimstes Saitenspiel,
Und wie's den Ton sich wähle:
Es schauert heiß und kühl.
4. Es strömt durch unser Denken
Wie geisterleiches Licht;
Wenn sich die Schatten senken,
Vom Aug' die Thräne bricht.
5. Und Keiner kann uns sagen,
Wie's kommt und wieder flieht —
Wir müssen's still ertragen,
Bis es vorüber zieht. —

Das Nest.

Nach Emil Souvestre von Emil Breslaur.

Siehst Du das kleine Nest auf jenem Blüthenzweige,
Der zitternd sich bewegt? Komm hin, daß ich's Dir zeige.
Siehst Du den dichten Zweig, der schützend es bedeckt?
Die Kleinen schlafen süß, im moos'gen Bett verborgen . . .
Komm nur, Du sprichst ja leis' und hast nicht zu besorgen,
Daß Deine Stimme sie erschreckt.

Noch deckt die Mutter sie mit schützendem Gefieder,
Sie öffnet und sie schließt die müden Augenlider,
In ihr kämpft Lieb' und Schlaf. — Doch endlich schläft sie ein;
Wie sie so friedlich ruht bei sanfter Lüfte Rosen! —
So wenig braucht sie doch — ein Nest nur unter Rosen
Und ihren Theil am Sonnenschein.

Es ist kein leerer Raum in ihrem engen Neste,
Raum reicht's für Alle aus, doch schließt es sie auf's Beste.
Wenn nur nach schönem Tag sie Nichts im Schlafe schreckt,
Ist es genug des Glücks — und bis sie weiter wandern,
Ruht hier im warmen Nest ein Vöglein bei dem andern,
Von Mutterliebe sanft gedeckt.

Wir — Wanderer wie sie, wie sie, hienieden Gäste —
Wenn schon der Tod uns ruft, erbau'n wir noch Paläste,
Und Sorge für das Einst raubt uns das heut'ge Glück;
Wir wollen Haus und Feld, mehr Luft, mehr Raum, mehr
Sonne . . .

Wie viel braucht doch der Mensch zu kurzer Liebeswonne
Und zu des Sterbens Augenblick!

[2319]

Geradehalter für junge Mädchen.

Das einfachste und wohlfeilste Mittel, jungen, im Wachsthum begriffenen Mädchen eine gute körperliche Haltung zu geben, ohne sich schwerfälliger, oft nachtheilig wirkender Maschinen zu bedienen, besteht in der Anwendung einer dünnen Schnur oder eines schmalen Bandes, welches unter den Kleidern auf die bloßen Schultern gelegt, unter den Armen durchgezogen, auf dem Rücken kreuzweise, bei vollkommen gerader Haltung straff angezogen und zusammengeknüpft wird. Das nachtheilige



Geradehalter für Mädchen.

Krummsitzen beim Schreiben, Klavierspielen, Sticken etc. wird durch die Mahnung der schneidenden Schnur verhindert, der Rücken wird flach gehalten, die Brust wölbt sich und somit sind die ersten Bedingungen zur Bildung einer guten Gestalt erfüllt.

Die Schnur ist völlig unschädlich, nicht einmal unbequem, weil sie bei normaler Haltung gar nicht empfunden wird, und kann dies einfache Mittel sorgsamem Mütterlein nicht genug empfohlen werden, wie denn die Erfinderin dieses unschuldigen Apparates denselben mit dem besten Erfolge bei den eigenen Kindern angewendet hat. [2349]

Skizzen aus Paris von Jehl und Einst.

4.

Die Schuhe der Königin Marie Antoinette.

Mehr als ein halbes Jahrhundert ist vergangen seit dem welt- und gemüthserschütternden Ereigniß, welches man vorzugsweise die „französische Revolution“ nennt, spätere vulkanische Ausbrüche des heißen französischen Volkscharakters übergehend. Unwiderstehlich fühlt das Gemüth des Menschen vom Tragischen sich angezogen; wie wäre es sonst zu erklären, daß man Weltereignisse, Menschenleben und Bücher fast nur dann „interessant“ nennt, wenn das tragische Moment in ihnen vorherrscht. So fühlen wir der französischen Revolution gegenüber jenes nie versiegende Interesse, welches uns zwingt, dem Aufruhr empörter Elemente zitternd und mit ängstlichem Bangen zuzuschauen, welches uns zwingt, unverwandten Blickes die furchtbar züngelnde Flamme zu betrachten, welche unser oder fremdes Eigenthum zu verschlingen droht.

Wer hätte jemals ohne Schauer von den Schreckensmännern der Revolution, von Marat und Danton, von dem kalten, frömmelnden Robespierre, von dem scheuen Hébert sprechen hören, wer hätte das Schicksal des unglücklichen Königs Ludwig XVI., seiner Gemahlin Marie Antoinette und ihres verwaisten Sohnes ohne das heißeste Mitleid vernommen? Also dürfen wir kein Bedenken tragen, durch nachfolgende Skizze aus der für Zeitgenossen wie für Nachlebende gleich interessanten Epoche ein Bild hervorzuheben, welches auf den empörten blutigen Wellen jener Tage wie ein sanfter Mondstrahl sich wiegt: Ein Bild der Kindesliebe.

I.

„Du siehst, Kleiner, Aristokraten sind wir nicht; Du bist an meinem Tisch, ich duke Dich und erlaube Dir mich zu umarmen, denn alle Bürger sind gleich vor dem Gesetz.“

„Ja!“ gab der Angeredete, ein Knabe von etwa 10 Jahren, zur Antwort.

„Ich will was aus Dir machen,“ begann aufs Neue der Mann mit den harten Zügen und zwang seine rauhe Stimme zu einem plumpen Scherz, welcher gleichwohl einer Drohung ähnlich sah.

„Einen tüchtigen Arbeiter will ich aus Dir machen, denn siehst Du, mit dem Königs-Metier ist's vorbei, unter uns gesagt. — Die letzte Krone liegt im Rehricht, 's war ein abgetragenes, zerfetztes Ding.“

Zwei große Thränen traten in die Augen des Knaben und flossen seine bleichen Wangen hinab.

„'s lohnt nicht zu weinen um den Bettel,“ fuhr der Mann fort; „arbeite Du wie andere Leute, so will's die Gleichheit; werde ein Schuhmacher, das ist Ehre genug. Aus einem Prinzen werde ein „Braver“. Ein schöner Titel das, ward einmal der Bruderschaft des großen Crépin von dem Tyrannen Ludwig XIV. verliehen. Später erzähle ich Dir, bei welcher Gelegenheit.“

Der Ort dieses Gesprächs war der Thurm des Temple in Paris, die Zeit desselben ungefähr die Mitte des Octobermonats 1793; der Sprecher, der Schuhmacher Simon, Hüter des Thurms und Lehrer des jungen Ludwig Capet, welcher noch seinen, am 21. Januar desselben Jahres hingerichteten Vater, König Ludwig XVI., betrauerte.

„Wenn Du fleißig bist, Capet,“ begann der Concierge wieder, „sollst Du auch eine hübsche kleine Guillotine von mir zum Geschenk haben. Das Spielzeug ist jetzt sehr Mode beim Volk, zu dem Du doch von jetzt an gehörst.“

„Ich danke, Monsieur Simon!“ flüsterte schüchtern das Kind, „ich werde fleißig sein.“

„Capet,“ fuhr Simon fort, indem er dem seine grausamen Späße schon gewohnten Knaben einen alten Schemel hinschob, „das ist künftig Dein Thron, das ist der Thron ehrlicher Leute, von dem Throne aus wirst Du keinen einsperren und keinen in Ketten legen lassen! Jetzt gilt's, mein kleiner Bürger, das harte Leder weich zu schlagen, und groben Zwirn zusammenzuwinden. Nur munter und stink bei der Arbeit — dann trinken wir den Wein und lassen das Wasser den Andern.“

Die Lustigkeit des Herrn Simon hatte etwas Furchtbares. Der kleine Ludwig nahm indessen auf dem dargebotenen Schemel Platz, Madame Simon band ihm ein ledernes Schurzfell um, und der verwaiste Knabe begann seine Arbeit.

Auf einmal erscholl ein lautes Gelächter in der Portierloge: Der unglückliche kleine Lehrling konnte seine Finger nicht lösen von dem Stück Leder, woran er den Bindfaden streichen wollte; die Mühseligkeiten der Arbeit begannen für den jungen Prinzen, doch sagte Simon am Abend zu ihm: „Ich bin zufrieden mit Dir, Capet, jetzt kannst Du spielen!“

Eines Tages klagte das Kind über große Rückenschmerzen, die ohne Zweifel von der gebückten Stellung und dem anhaltenden Sitzen herrührten. Er war sehr bleich, der arme Knabe, und sah seinen Meister mit traurigem Blick an, doch dieser tröstete ihn mit den Worten:

„Du bist die Sache noch nicht gewohnt — nur Geduld, mein Junge, wird schon anders werden. Aller Anfang ist schwer — mit der Zeit wird sich der Rücken drein finden — nur guter Wille und guter Muth gehört dazu.“

Das Kind verwundete sich mit der Psrieme. „Gut, mein Junge,“ rief der joviale Meister, „nun wird Dir das Handwerk schon in die Finger kommen, ich sagte Dir ja, daß es so kommen mußte.“

Der Lehrling versuchte indes das Blut seiner Wunde zu stillen.

Nach einer Weile, einem Gefühle von Mitleid nachgebend, wandte Simon sich zu ihm und sagte: „Es mag genug sein für heut; spüle das Gesicht aus und gehe spazieren — im Hof.“

Jeder Tag brachte neue Scenen. So oft der Lehrling sich von seinem Sitz erhob, um vielleicht ein Werkzeug von der Wand herabzunehmen, so schob man ihm geschwind einen Leintiegel, einen nassen Schwamm oder einen Leisten auf seinen Schemel, und wenn Louis, ohne es gewahr zu werden, sich niederlegte, erhob sich das schallende Gelächter aller anwesenden Bürger. Simon nannte das „den Charakter des Knaben bilden,“ und dieser fügte sich gern solchen Scherzen, lachte sogar aus Herzensgrunde mit.

So begreiflich der Abscheu ist, mit dem liebende Aeltern aller Parteien eine solche Behandlung des unschuldigen Knaben betrachten, so schlecht auch die Wahl des Erziehers überhaupt, ob sie nun aus Bosheit oder Kurzsichtigkeit geschehen, so muß man doch bekennen, daß die Geschichte gegen den Schuhmacher Simon ungerecht gewesen. Es war nichts Böses in diesem Manne, als die Grundzüge seiner Zeit und die durch Erziehung ungemilderte Nothheit seines Wesens. Es war nicht wohl zu verlangen, daß der Concierge des „Temple“ in seiner Hüflings-sitte bewandert sein solle; es wäre eine unbillige Forderung. Simon besaß die Nothheit ungebildeter Naturen, welche gleichwohl das Gefühl nicht ausschließt. Cléri, des Königs Kammerdiener im Temple, hat erzählt, daß er Simon sogar bei einer traurigen Veranlassung weinen gesehen, doch auch bemerkt habe, wie er seine Rührung in einer Ansprache an die Königin hinter harten Worten zu verbergen gesucht. Simon glaubte gegen den Erben des legitimen Fürstenthums nicht nur Gleichgültigkeit, sondern sogar eine Härte affectiren zu müssen, welche in seiner Seele nicht war. Von den Fehlern seiner Zeit konnte Simon nicht frei sein, einer Zeit, wo die menschliche Vernunft zur Gotttheit erklärt wurde, und das Gewissen außer dem Gesetz stand.

Man sagt, Simon habe getrunken. Hatte er es anders gesehen? Er forderte, daß der Sohn Ludwig's XVI. ihn umarme; das war keine Grausamkeit; er ließ den Prinzen eine schmutzige rothe Mütze tragen — um ihn vor den Schmähen des Volkes zu schützen. Das Kind war schlecht gekleidet und hatte schlechte Nahrung — wie sein Meister — dafür war Simon nicht verantwortlich, sondern der kalt- und feigherzige Robespierre, der zu keiner guten That Muth hatte, dafür aber jede Schlechtigkeit beging, welche seiner beschränkten, durch Haß und Hochmuth genährten Popularität für den Augenblick förderlich schien.

Als Simon das Amt übernahm, welches er ohne Gefahr nicht zurückweisen konnte, war er zur Rolle eines unbegabten Herrn gezwungen. Seine Pflichten mit Menschlichkeit üben, wäre Verrath gewesen, also ward der Sohn Ludwig's XVI. wie ein Kind aus dem Volke erzogen.

Später fiel Simon selbst als Opfer der Revolution. Warum? Hatte er die Befehle der Commune übertreten oder umgangen, sah der düstere Robespierre und der scharfe Hébert in ihm einen Schmeichler des Unglücks, weil er sich gern umarmen und vielleicht von den Liebkosungen des königlichen Kindes rühren ließ? Gewiß ist, daß Simon sich gegen Hébert's Vorschlag, den Prinzen in ein Gefängniß zu bringen, auflehnte. Er mußte diese menschliche Regung mit seinem Kopfe bezahlen. — Nach Simon's Tode erhielt der Dauphin keine Freiheit mehr; ein kaltes, feuchtes Gemach ward sein Aufenthalt, wo zwei schurkische Aufseher Tag und Nacht ihn quälten.

Doch ich eile dem Gange der Erzählung voraus.

Ludwig Capet, in Finkthurn der Arglosigkeit, da er noch Simon's Lehrling war im Thurm des Temple, schmeichelte sogar dem Jacobinismus der Commune, und oft erzählte Meister Simon von den Fortschritten seines Jünglings, der den Pechdraht zog, oder das Leder schlug und bei der Arbeit sang:

Armez Vous contre les tyrans,
Les Républicains sont des hommes,
Les esclaves sont des enfants . . .

II.

Am 10. October 1793 kam ein Mann in die Conciergerie, um Marie Antoinette, der Wittve Ludwig Capet's, anzuzeigen, sie solle sich folgenden Tages bereit halten, vor dem Revolutionstribunal ihren moralischen und politischen Wandel zu rechtfertigen.

Der Stolz, welchen die Großen der Erde aus der Gewohnheit der Ueberlegenheit schöpfen, hatte die Königin noch nicht verlassen in ihrem Unglück. Sie wollte würdig vor ihren Richtern erscheinen, doch nicht um sie zu rühren; es handelte sich nicht darum, in diesem Durcheinander aller Stände den Stolz der Königin zur Schau zu tragen, sondern nur ein Beispiel persönlicher Würde zu geben, die dem starken Charakter das ist, was Keuschheit der guten Sitte.

Konnte sie vor dem Volkstribunal erscheinen in diesem Zustande äußerster Dürftigkeit, in welchem die „grohmüthigste aller Nationen“ sie und die Ihren seit beinahe zwei Jahren gelassen? Konnte sie sich zeigen mit diesen abgetragenen Kleidern, farblos wie ihr Gesicht? — Marie Antoinette hatte kaum ein anständiges Kleid.

Die Frau des Concierge trat ein, den kleinen Louis zu holen, welcher den Tag bei seiner Mutter zugebracht und nach dem Temple zurückgeführt werden sollte.

„Bedarf Madame etwas?“ fragte Frau Richard leise, damit sie von den zwei Municipalgardisten, den Hütern der Königin, nicht gehört werde.

„Madame Richard,“ antwortete die Gefangene, „ich brauche eine Nähadel und eine Strähne schwarzen Zwirns. Können Sie mir das geben?“

„Eine Nadel und Zwirn, Madame?“ wiederholte Madame Richard mit sichtbarer Bewegung.

„Ja,“ fuhr Marie Antoinette fort — „um den Saum an meinem Kleide wieder herzustellen und auch — um — meine Schuhe auszubessern,“ fügte die Tochter der Cäsaren hinzu.

Die Frau des Concierge betrachtete die Königin mit thränendem Blicke.

„Ich werde es Ihnen schicken, Madame, aber lassen Sie es nicht sehen; denn wenn die Commune davon erfährt, sind wir, mein armer Mann und ich, verloren.“

„Dank,“ flüsterte die Königin mit einem warmen Blick der Frau zu, welche mit gefalteten Händen vor ihr stand.

Während dieses kurzen Gesprächs hatte der kleine Louis sich in eine Ecke des Gemachs geschlichen, unter einem kleinen Schranke die Schuhe der Königin hervorgesucht, sie in seinen Rock geknüpft und still mit fortgetragen.

Als die Königin in dem Kerkergebölbe wieder allein war und nur die klagenden Mienen anderer Schlachtopfer der Zeit ihr unsichtbar Gesellschaft leisteten, setzte sie bei der Lampe sich nieder, ihr Kleid auszubessern. Doch die Schuhe suchte sie vergebens; es mußte sie Jemand genommen haben.

III.

Die Blutgier war aufs Höchste gestiegen, die niedrigsten Leidenschaften herrschten, und wehe dem, der einen Kampf mit ihnen gewagt hätte. Die Staatsmänner jener furchtbaren Zeit hatten es aufgegeben, die Revolution zu discipliniren, und schmiedeten der Wuth der Massen, um ihre Feinde zu stürzen, und — um endlich selbst gestürzt zu werden, wenn sie nicht weit genug gingen im schamlosen Opferdienst der Freiheit.

Dunkle Gerüchte circulirten in Paris. Schmäbliche Beschimpfungen, eben so unedel als unnütz gegen eine Gefangene, die Niemand zu vertheidigen wagte, grollten, täglich lauter werdend, um die Mauern der Conciergerie; der tausendfach wiederholte Ruf: Tod der Königin! drang sogar bis zum Ohr der Königin. Es war ihr, als beugten die Mauern ihres Gefängnisses sich unter einem ungeheuren Druck, als streeten Mäulen Hände sich aus, sie in Trümmern zu schlagen.

Unter solchen Gefühlen vollendete Marie Antoinette den Saum ihres Kleides.

Simon kam aus dem Revolutionsclubb nach Hause. Das Schicksal der Königin war entschieden worden. Die von der Volkswuth aufgeschalteten Redner hatten gesagt, der Tod sei noch eine zu sanfte Strafe für die Wittve Louis Capet's; zwar ließ aus der Menge mit bitterer Ironie sich eine Stimme vernehmen: „Je nun, so laßt sie leben!“ Doch der Sprecher, wohl wissend, daß diese Bemerkung ihm den Kopf kosten könnte, entzog sich der Verhaftung durch schleunige Flucht.

Es war schon spät, als Meister Simon zurück kam; Frau Simon strickte, halb eingeschlafen in einer Ecke der Portierloge, und der kleine Ludwig saß, ämsig arbeitend, an der Werkstätt.

„Es lebe die Republik!“ rief Simon eintretend, dessen Kopf etwas weinschwer und aufgeregelt war. „'s war heut kein guter Tag für die Aristokraten. Ach! mein kleiner Capet, noch bei der Arbeit! Brav, mein Junge,“ sagte er, ihm einen freundschaftlichen Streich auf die Wange gebend, „wirst ein tüchtiger Ar-

beiter werden. Komm' essen jetzt — wir trinken dann einen tüchtigen Schluck auf die Republik, und singen „Madame Vêto,“ — er trällerte das Lied — „nur immer lustig, das ist die Hauptsache!“

Abßlich bemerkte er die Arbeit des armen Lehrlings und fuhr fort:

„Gott verzeih' mir's, Capet — seh' ich recht — sind wir Ober-Verbesserer menschlichen Schuhwerks geworden? He?“

„Ja, Meister Simon,“ antwortete das Kind, „ich bessere Schuhe aus.“

„Eidene Schuhe, mit rothen Absätzen — oder 's sind einmal rothe Absätze gewesen,“ schrie Simon; „aristokratische Schuhsohlen bei uns“ . . .

„Ach“ sagte Ludwig, „die Schuhe gehören einer sehr unglücklichen Person.“

„Sieh da, ein kleiner Fuß, ein wahrer Kinderfuß,“ begann Simon, den Schuh genauer untersuchend. „Der Absatz ist noch nicht gut, fahr' mit dem Glase drüber, dann mit dem heißen Eisen, daß er glatt wird und hübsch glänzt.“ Den Schuh wieder auf des Knaben Knie legend, fragte er: „Wie heißt die Bürgerin, die uns mit ihrer Knuderschaft beehrt?“

„Sie heißt Marie Antoinette,“ sagte der Knabe.

Wie groß auch die natürliche Härte manches Herzens sei, es giebt Lagen, welche so über das gewöhnliche Maas menschlicher Leiden hinausgehen, daß auch das Eis des härtesten Gemüthes schmilzt. Simon stand betroffen; ohne sich bestimmte Rechenhaft von seiner Empfindung geben zu können, fühlte er doch an seiner Rührung, daß dieses Kind ein erhabenes trauriges Werk vollbringe, daß er, Concierge des Temple, sich einem ersten Drama gegenüber befinde. Er sah in diesem Augenblick, wie in lebhafter Vision, den erschütternden Sturz der Könige, das Märtyrertum der kleinen Waise, sah das schwache Kind, durch die Revolution seiner Angehörigen, seiner Güter beraubt, in der Hand eines rohen, unwissenden Feindes . . .

„Laß heut' die Arbeit, und komm' essen,“ sagte er rasch, die Weste hastig zutrübend, als wolle er ein Gefühl daren verschließen, welches ihn einen Augenblick übermannete. „Das dürfen die Municipalbeamten nicht wissen, daß wir die Schuhe der Königin auszubessert haben.“

„Gott steh' uns bei!“ schrie Madame Simon entsetzt, „Aristokraten-Schuhsticker! Da würden wir weit kommen, Gott behüte uns!“

„Kleiner,“ begann Simon wieder, als sie bei Tisch saßen, „mei' Dir die patriotische Lehre: Die Schneider müssen für die Sansculotten und die Schuster für die Barfüßler arbeiten!“

Der Concierge begleitete dieses bon mot mit einem rohen Gelächter, und schenkte sein großes Glas voll Wein.

„Heba, kleiner Bürger, auf's Wohl der Republik!“

„Auf das Wohl meiner Mutter!“ sagte leise das Kind.

IV.

Es war fünf Uhr Morgens. In allen Quartiers ward Generalmarsch geschlagen, das Volk drängte sich in den Straßen. Um 6 Uhr trat ein Priester, Pfarrer von St. Landry-en-la-Cité, genannt Gérard, in die Conciergerie, um der Königin den Trost der Kirche zu bringen. Zahllose Gruppen umdrängten die Anschlagzettel, an einigen Stellen wurden sie laut vorgelesen. Sie enthielten das Urtheil, welches Marie Antoinette, Wittve Ludwig Capet's, zum Tode verdammt, welches, dem Gesetz vom 10. März 1793 zufolge, ihre Güter im Umkreis des ganzen Königreichs confiscirte.

Dieses Urtheil traf nicht nur die Partei des Königthums in ihren Grundfäden, in ihren Vorurtheilen, in ihrer Existenz, sie traf ihr Gefühl, ihr Herz. Leute aus dem Volk sogar, aus dem wirklichen Volk, brängten mit Gewalt die Thränen zurück. Andere, von minder weiche Gemüth, welche jedoch die Menschlichkeit über die politische Leidenschaft herrschen ließen, fanden, daß man zu weit gehe, daß die Republik Nichts gewinnen könne durch die Hinrichtung einer Frau, die doch in keinem Fall für die politischen oder moralischen Vergehen ihres Gatten mehr verantwortlich ist, als eine Kaufmannsrau, deren Mann Banquerott macht; aber die wüthenden Stimmführer, die Halsabschneider der verschiedenen Parteien, überschrien das Wort der Vernunft und der Menschlichkeit mit ihrem Siegesgerüll und behaupteten, Freiheit und Gleichheit werde aus dem mit dem Blute der Königin gedüngten Boden um so kräftiger emporblühen.

Das Volk strömte nun den Stellen zu, wo die Königin bei ihrem Gang nach dem Revolutionsplatz vorüber mußte. Die Trommelwirbel, die unruhige Bewegung im Gefängniß, das laute Gemurmel auf den Straßen, welches bis in ihr Gemach drang, ließen Marie Antoinetten keinen Zweifel über ihr Geschick mehr übrig. Sie kleidete sich an — ihre Schuhe aber suchte sie vergebens. Sie waren nicht zu finden.

„Sie wollen, daß die Königin von Frankreich mit entblößtem Haupt und nackten Füßen zum Hochgericht gehe — Gottes Wille geschehe!“ sagte Marie Antoinette, als die Thür des Kerkers sich öffnete, und ein blondgelockter Knabe mit dem Ausruf: „Meine liebe Mutter“ in das Gemach stürzte.

Er schien taub gegen das furchtbar verhängnißvolle Geräusch, blind für die Bewegung auf den Straßen gewesen zu sein; er ahnte nicht, daß es schauerliche Vorboden des Todes seien, welcher das von ihm jetzt einzig geliebte Wesen bedrohe.

„Du bist's, mein liebes Kind?“ rief die arme Verurtheilte. „Sie haben Dir also erlaubt, mich zu sehen — sie wollte sagen: zum letzten Mal,“ doch das Wort erstarr auf ihren Lippen, und Thränen nur entfloßen den Augen der betrübten Mutter.

Sie schloß den halb gänzlich verwaisten Knaben in ihre Arme, erhob das Auge gen Himmel, und dieses Ruhen Herz an Herz, dieser zu Gott gewandte Blick, dieses Schweigen sprach bereiter ihren Schmerz, ihre Liebe, ihre Hoffnung aus, als die prunkendsten Worte, als die Lieder des Dichters vermögen.

Louis hatte bis dahin ein kleines Paket geschickt unter dem Kleide verborgen, und benutzte den Augenblick, da Marie Antoinette ihr Taschentuch von einer Bank nahm, das Päckchen in eine Ecke zu legen.

Der Concierge Richard kam, der Königin anzuzeigen, daß der verhängnißvolle Augenblick gekommen sei. Marie Antoinette erhob sich mit Würde, nahm ihren ganzen Muth zu-

fammen, und verabschiedete den Sohn mit einem heldenmüthig sanften Lächeln, zu dem nur die Mutterliebe ihr Kraft gab; sie wollte ihrem Kinde die Trauer des Abschieds ersparen.

Der Knabe ging — und die Königin dachte wieder an ihre unbefleckten Füße; — sie suchte von Neuem und fand unter einem Stuhl die Schuhe, die ein Engel ihr hingelegt zu haben schien.

Eine Ahnung des wahren Zusammenhangs flog durch die Seele der Königin; doch die Zeit drängte, und ihre Vermuthung blieb unausgesprochen; mit einer Art von Freude zog sie die Schuhe an, und fand in ihnen die Haltung des Körpers wieder, die der Erhebung ihrer Seele entsprach. Sie wartete mit ruhiger Würde, ging dann auf die Municipalbeamten zu und sagte mit Hoheit: „Kommen Sie, meine Herren!“

Im Vorübergehen flüsterte sie der Frau des Concierge die Worte zu: „Madame Richard, ich danke Ihnen für Nadel und Zwirn; danken Sie auch dem braven Arbeiter, der heimlich mir die Schuhe ausbesserte. Es thut mir Leid, seinen Namen nicht zu kennen. — O, ich hinterlasse große Schulden!“

„Er heißt Ludwig Capet, ist Simon's Lehrling im Thurm des Temple,“ antwortete eine Stimme in der Nähe.

„Dank!“ flüsterte sie.
„Die Nation hat einen Handwerker aus ihm gemacht,“ sprach die Stimme weiter.

Die Königin konnte diese Antwort leicht für eine ihr böswillig zugeworfene Kränkung auf ihrem Kreuzeswege halten — sie schritt vorwärts, ohne weiter zu antworten, dachte an die verschwundenen, auf so geheimnißvolle Weise ausbesserten und wiedergebrachten Schuhe, und zog seltsame Schlüsse.

Eine Viertelstunde nach 12 Uhr hatte Marie Antoinette zu leiden aufgehört. Der kleine Louis hatte durch seine Arbeit sie zum Todesgange ausgerüstet.

V.

Zwei Jahre später las man im Moniteur:

„Seit einiger Zeit litt der Sohn Capet's an einer Geschwulst des rechten Knies und des linken Handgelenks. Am 1. Floreal (20. April) nahmen die Schmerzen zu, der Kranke verlor den Appetit und bekam Fieber. Der berühmte Default ward zu ihm gerufen, um ihn zu behandeln, und dieses Arztes Geschicklichkeit und Rechtslichkeit sind Bürge, daß keine Pflicht der Menschlichkeit versäumt wurde.

Dennoch nahm die Krankheit einen ernsteren Charakter an; am 4. Juni starb Default. Das Comité ernannte zu seinem Stellvertreter den Bürger Pelletan, einen sehr bekannten Arzt, und den Bürger Dumangin, ersten Arzt am Hospital de sainté.

Die gestrigen Bulletins, von 11 Uhr Morgens, sprachen von beunruhigenden Symptomen, welche für das Leben des Kranken fürchten ließen, und um 2¼ Uhr Nachmittags erhielten wir die Nachricht vom Tode des jungen Ludwig Capet. Das Sicherheits-Comité hat uns beauftragt, dieses zur öffentlichen Kenntniß zu bringen. Die Sache ist gerichtlich und förmlich bestätigt.“

Nun folgt das Protocoll der Section des Körpers, geschehen im Tour du Temple, um 11 Uhr Morgens, den 21. Prairial 1795, unterzeichnet: J. B. C. Dumangin. P. J. Pelletan. P. Lassus. R. Jeanroy.

Also war der Tod des jungen königlichen Handwerkers im Thurm des Temple bestätigt. Das Volk, argwöhnisch aus Unwissenheit oder aus Gewohnheit, sich betrogen zu sehen, sagte, daß man es hintergehen wolle, daß der Dauphin seinen Wächtern entführt worden sei, daß man die Ärzte bestochen, und ein todt's Kind an die Stelle des lebenden gebracht habe. Solche, durch Nichts gerechtfertigte Gerüchte durchflogen Frankreich.

Ungefähr um das Jahr 1835 befand sich unter den Gefangenen zu St. Pelagie ein Mann, der sogenannte Herzog von Richemont, welcher sich für Ludwig XVII. hielt, oder wenigstens ausgab. War er der unglückliche Prinz, so muß ich ihm zugestehen, daß er das von Simon erlernte Handwerk nicht verlernt, denn ich sah ihn einen Schuh mit der Gewandtheit eines Sachkundigen ausbessern.

War er ein Zerrinniger, ein Abenteurer — oder war der Herzog von Richemont der Enkel Maria Theresia's, dessen Knabenhand den Fuß seiner Mutter zum Gange aufs Schaffot bekleidet —? Wer weiß?
[2257]

Beiträge für populäre Medicin und Gesundheitspflege.

Die Miteffer.

Um die Natur und Entstehung dieser namentlich für das menschliche Antlitz so unangenehmen Gäfte richtig zu begreifen, ist es notwendig, in ganz kurzen Anrissen die Beschaffenheit der menschlichen Haut in ihrem gesunden Zustande sich vor Augen zu stellen.

Es sind vorzugsweise zwei Schichten, die bei dem die gesammte Körperoberfläche überziehenden Hautorgane in Betracht kommen: die äußerste den Körper umhüllende feine und trockene Schicht, die „Oberhaut“, Epidermis genannt, ohne Nerven und Gefäße, somit ohne selbstständiges Leben und ohne Empfindung, aus durchscheinend weißen eifigen Zellen, nach Art eines Mosaikbodens zusammengesetzt. Das Material aber zu diesem äußersten hornartigen Ueberzuge liefert die darunter liegende „eigentliche oder Lederhaut“, die zweite und Hauptschicht des Hautorgans, mit zahlreichen Gefäßen und Nerven versehen, welche auch an der Bildung der zarten Höckerchen sich betheiligen, die als „Tastwärtchen“ allüberall in ungemeiner Anzahl über die Oberfläche der Haut hervorragen und diese dadurch zum Organe des Tastsinnes stampeln. Das aus zahlreichen Fasern zusammengesetzte Grundgewebe der Lederhaut hängt endlich durch das sogenannte Unterhaut-Zellgewebe mit den rückwärts gelegenen Organen zusammen. Das sind die Theile, welche die menschliche Haut zusammensetzen.

Wir gehen einen Schritt weiter und betrachten — ebenfalls in gedrängter Kürze — jene Gebilde, welche im Gewebe der

Haut allenthalben eingebettet liegen: es sind dies die Haarbälge, die Schweiß- und die Talgdrüsen. Die Haarbälge sind kleine taschenförmige Höhlen oder Ausbuchtungen in der Lederhaut, im Grunde mit einem Wärtchen versehen, das, mit zahlreichen Blutgefäßen und Nervenweigen ausgerüstet, den organischen Stoff absondert, aus dem zunächst die Haarzellen sich bilden, durch deren Aneinanderreihung endlich ein mit einem Canale versehener Schaft entsteht — das Haar.

Die Schweißdrüsen sind kleine Schläuche in der Lederhaut, in unendlicher Menge vorkommend, indem man ihre Anzahl über zwei Millionen schätzt. Das eigentliche Drüschchen ist in der unter der Lederhaut liegenden Zellschicht eingebettet und sendet von da aus einen fortzieherartig gewundenen Ausführungsgang in 20—30 Windungen an die Oberfläche.

Die Talgdrüsen endlich sind kleine birnförmige Schläuche, ebenfalls bis in das unter der Lederhaut liegende Zellgewebe reichend, denen die Natur die Aufgabe zugewiesen hat, eine fette Salbe abzugeben, mit welcher die menschliche Haut eingeebnet gegen die Wirkungen der atmosphärischen Luft, des Schweißes und dergl. geschützt und, so wie die Haare, geschmeidig erhalten werden soll. Diese Drüsen münden entweder frei an der Hautoberfläche oder in einen nahe gelegenen Haarbalg ein.

Die krankhafte Entartung dieser letztgenannten Talgdrüsen bildet aber den Gegenstand unserer Besprechung. Häuft sich das Secret des Drüschens in abnormer Weise an, so werden die Wandungen der Drüse durch ihren Inhalt auseinandergedrängt und es entsteht so ein kleines Knötchen, dessen Ausführungsgang entweder durch die Oberhaut verschlossen ist, wo man dann das milchweiße Knötchen, wie es gar gern in der Nähe der Augen etc. vorkommt, Hirsforten nennt — oder es ist der Gang durch den darin stehenden Talgpfropf geschlossen, wo dann die äußerste Partie durch Einwirkung der atmosphärischen Luft, des Staubes etc. eine dunkle Färbung erhält (die aus begreiflichen Ursachen beim Müller weiß, beim Ziegelarbeiter roth ausfallen dürfte), und das ist der eigentliche Miteffer. Drückt man die Haut zu beiden Seiten einer derartigen Talgdrüse zusammen, so entleert sich deren Inhalt, und man erhält ein Schmerpföpfchen, dessen Gestalt der Form des Drüschenschlauches entspricht, mit der gewohnten gelblichen Farbe des Schmerz, die Spitze ausgenommen, die aus oben angeführten Gründen schwarz erscheint.

Bei dieser Gelegenheit können wir auch über einen selten vorkommenden Namen, der indeß in der Wissenschaft bekannt genug ist, leichten Aufschluß geben: wir meinen die sogenannten Hautfeine oder Dermatolithe; sie sind nichts Anderes, als die eben beschriebenen Miteffer, mit dem Unterschiede, daß das darin enthaltene Talgsecret allmählig eine steinartige Consistenz angenommen hat.

Die weiteren Entartungen der Talgdrüsen werden wir später unter dem Artikel: „Finnen der Haut“ des Näheren betrachten.

Wir haben nun zum Schluß noch die Art und Weise der Behandlung dieses Uebelstandes zu besprechen. Es ist eine alte Wahrheit, daß eine sorgfältige Hautkultur das beste Vorbeugungsmittel gegen alle Sorten von Hautkrankheiten ist; und doch können die Miteffer, namentlich bei jugendlichen Personen in den sogenannten Pubertätsjahren, trotz aller erbklichen Hautpflege in großen Massen erscheinen. Sind sie nun einmal da, so entferne man den krankhaften Inhalt der Talgdrüsen durch Druck, indem man z. B. einen Ahrenschlüssel so ansetzt, daß der schwarze Punkt des Miteffers in die Cylinderröhre des Schlüsselz zu stehen kommt, was im Gesichte sich am besten thun läßt; auf dem Rücken werden trockene Schröpfköpfe ohne alle Schmerzhaftigkeit denselben Zweck erfüllen. Dadurch wird die Umgebung der Drüse nicht zu stark gedrückt, folglich auch nicht entzündet und roth erscheinen, was beim Ausdrücken mittelst der Finger so gerne zu geschehen pflegt. Will es mit dieser Operation nicht recht gehen, so bereite man die Talgdrüsen darauf vor, indem man die Haut mehrere Tage vorher mit einer Auflösung von schwarzer Seife oder einer gewöhnlichen Lauge ordentlich abwäscht. In derselben Absicht pflegt man auch eine Salbe von geschabter Seife und Wasser, oder von Sauerteig, Mehl und Honig über Nacht aufzulegen. Ist es nun gelungen, die Miteffer auf irgend eine Weise zu entfernen, so besteht die weitere Aufgabe, theils die noch vorhandenen Fette zu lösen, andererseits aber der erkrankten Talgdrüse die verlorene Contractilität wieder zu verschaffen; zu welchem Ende wir Waschungen der Haut mit dem in allen Apotheken verkäuflichen Seifengeist, oder mit Eßlnerwasser, so wie mit geistigen Lösungen überhaupt empfehlen; die sogenannten Gesichts- und Schönheitswasser, in denen die Benzoeinctur die Hauptrolle spielt, sind eben auch nur derartige weingeistige Lösungen, die mittelst ihres Alkohols die Fette auflösen im Stande sind, und durch Zugabe einiger Tropfen eines ätherischen Oeles, wie Rosenöl etc., den bekannten Wohlgeruch erhalten. Kommen neue Miteffer nach, so entferne man diese wieder nach angegebenen Regeln, und behandle die Haut nachher in eben erwähnter Weise so lange, bis man der Plage, was bei einiger Geduld gewiß geschieht, vollkommen Meister geworden.
[2299]

Wasser, oder, da die Größe eines derartigen Gemäses nicht überall gleich ist, nehme man 6½ Weinsflasche voll Wasser und thue den gewaschenen Reis hinein, setze ihn auf ein mäßiges Feuer; so wie er ans Kochen kommt, setze ihn nach der Uhr und lasse den Reis ganz genau eine Stunde kochen, nicht längere und nicht kürzere Zeit. Dann gießt man die Masse durch ein feines Haarsieb oder einen sehr feinen Durchschlag; es ist gut, wenn man mehre Apparate zum Durchgießen hat, denn je rascher dies geschehen kann, je besser geräth der Gelée. Das Durchgegoßene, ja nichts von den Reiskörnern, setzt man in derselben rein ausgespülten Kasserolle so bald wie möglich wieder aufs Feuer und thut ein Pfund in Stücken geschlagenen weißen Zucker dazu, auf dem man das Gelée einer Zitronen zart abgerieben hat. Den Saft derselben gießt man ebenfalls durch ein feines Lappchen dazu, damit keine Kerne darin bleiben. Wenn der Zucker in diesem Reiskleim aufgekocht hat, gießt man ein großes Weinglas voll des besten weißen Arac hinzu und nimmt die Masse rasch vom Feuer; denn mit dem Arac darf sie nicht mehr kochen. Nun werden Melonenformen damit gefüllt und an einen kühlen Ort gestellt. Wenn man sie umstürzt, muß man vorsichtig erst rings herum mit einem Messer den Gelée loslösen, auch nicht zu lange vor dem Austragen muß man ihn umstürzen. Es wird ein wenig Himbeerjast in die Schüssel gegossen, wodurch die Malabarterfarbe des Gelée besonders gut hervortritt. Eine andere Sauce ist dazu nicht nöthig. Diese Speise schmeckt sehr gut und ist sehr nahrhaft und gesund, besonders bei Cholera-Anfällen. Den übrigen Reis kann man sehr gut benutzen, wenn man ihn mit Zucker, Arac und weißen Wein nebst Zitronenschale aufkocht und später mit Apfelsinenscheiben belegt. Will man es weniger kostspielig einrichten, so vermische man den übrigen Reis mit Apfelseln und streue Zucker und Zimmt darüber, wodurch es eine schmackhafte Mittagschüssel wird. Bei Mittheilung dieses Receptes wundert man sich gewöhnlich über die große Wassermenge; man nehme aber ja nicht weniger, sonst kocht Alles in den Reis und man erhält nur wenige Tropfen Gelée. Wer ängstlich ist, daß die Masse nicht steif genug werden möchte, nehme eine Handvoll Reis mehr dazu.
— v. —

Vortreffliche Wildpafete.

Von Hasen, Reh oder Hirsch nehme man alles Fleisch, was sich nicht zum Braten eignet, die großen Stücke durchziehe man mit Speck und lege es schichtweis mit Zwiebeln, Suppenkräutern, Salz, Gewürz und vielen Speckscheiben in eine Kasserolle, gieße weißen Wein, etwas Essig und Wasser darauf und lasse es langsam weich kochen. Hat man nicht viel Wildfleisch, so nehme man eine Ochsenjunge oder einige Kalberzungen dazu. Auch ein Filet, das mehrere Tage in saurer Milch gelegen, ersetzt das Wild. Wenn Alles weich ist, läßt man es etwas abkühlen und schneidet dann vorsichtig alles Fleisch in kleine Scheiben, wobei man sich ja vor Vermischung mit Knochen hüten muß. Dann bereitet man folgende feine Farce: zu einem großen Reh oder zu 3 Hasen nimmt man ungefähr 3 Kalbslebern, 1 Schweinsleber, 1 Pfund Rindfleisch und 3 Pfund bestes Schweinefleisch. Die Lebern werden ganz fein gehackt und durch einen Durchschlag gerührt, das Fleisch ebenfalls, aber allein, weil es sich schwerer behandeln läßt als die saftigen Lebern. Dann wird diese Masse mit 8 ganzen Eiern, etwas geriebener Semmel und Zwiebeln, so wie Gewürz und Salz nach Grundregeln vermischt. Man streicht zwei Pafetenformen oder nur eine große Bratpfanne fett mit Butter aus, streut Zwiebelschrumen darüber und füllt etwas Farce hinein, legt dann schichtweis Wildfleisch und Farce auf, bis Alles verbraucht ist; oben muß Farce liegen und keine Scheiben Butter; so setzt man die Pafete in den Bratofen und läßt sie eine Stunde ganz gelinde backen. Man muß mit einem Stüchchen Holz versuchen, ob sie gar ist; wenn es trocken wieder herausgezogen werden kann, ist sie gut. Dann nimmt man sie aus dem Ofen und gießt die Brühe darüber, worin das Fleisch gekocht und noch die Gallerte von 4 Kalbsfüßen gemischt worden. Am andern Tage stürzt man die Masse um; war sie in einer Bratpfanne gebacken, so schneidet man sie in Scheiben und belegt sie zierlich mit Gelée von Kalbsfüßen, den man vorsichtig geklärt und mittelst Fleischbrühe und etwas Essig recht kräftig gemacht hat. Einer Sauce bedarf es dann weiter nicht. Es sei hier noch beiläufig bemerkt, daß der Gelée von Kalbsfüßen bei weitem der Gelatine vorzuziehen ist; er ist viel nahrhafter, gesünder, reinlicher und billiger als diese. Will man Gelée zur Verzierung brauchen, so muß er recht steif sein, roth oder gelb gefärbt werden und auf flache Schüsseln gegossen werden, wo er nach dem Erkalten in alle mögliche Stern- oder Blätterformen geschnitten werden kann. Man legt ein Papiermuster darauf und schneidet mit einem Federmesser die Form desselben im Gelée aus, den man dann vorsichtig mit einem breiten Messer von der Schüssel abhebt und zur Verzierung verwendet.
[2345]

Windbeutel oder feines Theegebäck.

Man wäscht ein Pfund Butter recht sorgsam aus, wiegt ein Pfund feines Weizenmehl und 2 Pfund reines Brunnenwasser, setzt letzteres nebst der Butter in einer gewöhnlichen Kasserolle aufs Feuer, bis es kocht, dann streut man das Mehl unter beständigem Rühren hinzu und kocht so die Masse zu einem recht steifen Klob, welches Verfahren unter dem technischen Küchenausdruck: „abbrennen“ bekannt ist. Man läßt die Masse ein wenig erkalten und schlägt dann nach und nach 16 ganze Eier hinzu, auch reibt man die Schale von einer Zitrone hinein. Wenn dies tüchtig durchgearbeitet ist, läßt man die Masse in einem kühlen Zimmer ruhig stehen bis zum andern Morgen, oder doch wenigstens einige Stunden, alsdann schiebt man mit einem silbernen Gpföfel kleine Klößchen davon ab, legt sie reihenweis auf ein Backblech, formt sie möglichst rund mit dem Löffel und läßt sie eine gute Viertelstunde, am besten beim Bäcker backen; wenn sie gelbbraun und hoch werden, sind sie gut. Alsdann macht man einen Zuckerguß von fein geriebenem Zucker, etwas Rosenwasser und Zitronensaft und bestreicht die Windbeutel damit. Wenn der Zuckerguß gehörig steif ist, trocknet er ganz von selbst. Diese Masse giebt 50 bis 60 Stück Windbeutel; sie sind vortrefflich und misrathen nie.
[2341]



Geprüfte Kochrecepte.

Reisgelée.

Man nimmt ein reichliches Pfund guten Reis, wäscht ihn mehrmals in kaltem und wenigstens zweimal in kochendem Wasser ab. Dann füllt man eine große weißglazirte Kasserolle, die noch nicht zu fettigen Speisen gebraucht worden, mit 5 Maas



Wer vor keinem Menschen zittert,
Der erschrickt oft vor sich selbst.

Man könnte eine Menge Glückliche machen, mit dem Glück, das in der Welt unbenutzt verloren geht.

Seiter zu Hause sein können, ist eine Kunst, die im brausend jugendlichen Herzen schlummert; man lernt sie in der großen Welt, oder verliert sie dort auf immer. Wohl dem Menschen, bei dem sie sich niederläßt, wie eine Freundin, dessen Leben sie verschönert, wie eine Geliebte.

In Ein Gemebe wanden
Die Götter Freud' und Schmerz,
Sie webten und erfanden
Ein armes Menschenherz.

Hoffnung ist das tägliche Brod des Unglücklichen.

Wenn Lieb' beginnt zu kränkeln und zu schwinden,
So nimmt erzwung'ne Höflichkeit sie an.

Oft ist die Heiligkeit, womit sich kleine Seelen blähen,
Lies Mangel an Gelegenheit, die Fehler Anderer zu begeben.



Kannst Du scharf und richtig ratthen, will ich Dir Geschwister nennen,
Die durch ihre Treu' und Freundschaft alle leicht sind zu erkennen.
Erst der Bruder: Tief und innig lebt er in des Menschen Herzen,
Schlummert oft noch tief verborgen, und erwacht erst durch die Schmerzen;
Dann mit seinem milben Lichte heilet lieblich er die Wunden,
Erbsiet, muthigt, richtet auf uns in den traurig herben Stunden;
Niemals ist der Mensch verlassen, wenn er ihn sucht zu eringen,
Nie wird er das Leben hassen, wenn ihn decken seine Schwingen.

Jetzt die Schwester: Purpurfarben, strahlend gleich des Goldes Schimmer,
Schwebt sie zu des Menschen Herzen, will ihn dann verlassen nimmer,
Einem Schmetterlinge gleicht sie, der von Blum' zu Blume fliegt,
Ja, sie fliegt von Herz zu Herzen, bis sie alle sind besiegt;
Bald bringt sie dem Menschen Unglück, bald ihm Seligkeit und Freuden,
Zeigt ihm jetzt den heitern Himmel, dann den Abgrund tiefer Leiden,
Einer Purpurose gleichend, die, durch klaren Thau besenket,
Strahlt am lieblichsten und schönsten, wenn sie durch die Thränen leuchtet.

Nun die zweite: Staunend wirkt sie im Geist und Herzen,
Lindert, heilet, gleich dem Bruder, unsre tiefen, herber Schmerzen,
Schon verzagend, strahlt dem Menschen plötzlich hell ihr sanfter Schimmer,
Er ergreift den Rettungsanker und versinkt im Meere nimmer;
Als das Licht der goldnen Tage wich aus diesem Erdenleben,
Als die Erd' von Sünde, Laster und von Bosheit war umgeben,
Da erschien sie lichtverbreitend, spendend Seligkeit und Segen,
Und das Glück, der Muth, die Freude folgten ihr auf allen Wegen.

Dies sind alle drei Geschwister, leicht kannst Du sie jetzt erkennen,
Wirft im ersten Augenblicke sie auch schon errathen können.
Mögen sie Dich stets begleiten auf des Lebens dunklen Wegen,
Niemals werden Dir dann fehlen Friede, Freude, Glück und Segen.

[2340]

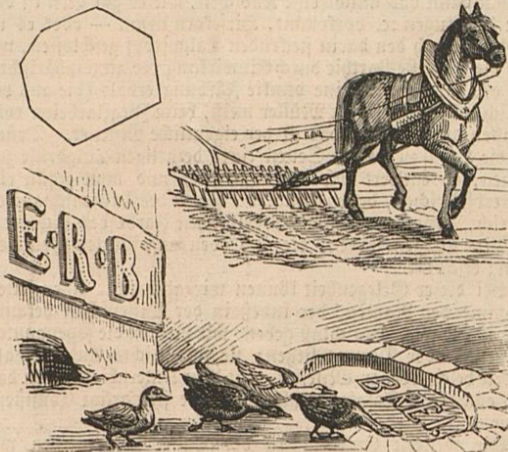
Ella F.

Rösselsprung - Aufgabe.

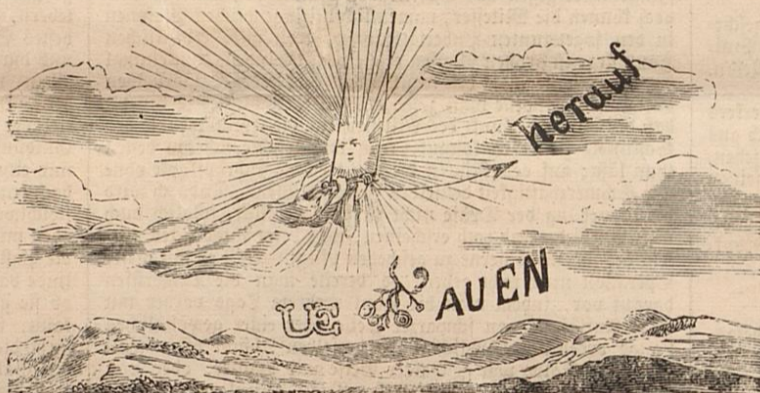
Der	ben	Freu	er	kennt	ben	wer	un
und	und	ren,	gend	e	muß	ner	Glan
da	Nu	he	den	sie	nur,	fre	mit
Dank,	ren,	ja	wa	erst	nah	und	Don
he	ruft	es	soß	nur	be	Lei	Brust
sah	und	aus	blia	wo	Nu	rung	gluth
ein	Glück,	zu	keimt	ben,	Zer	er	den
Lieb	Ge	Licht	der	auf	rang;	dacht	stö

[2346]

Erster Rebus.



Zweiter Rebus.



An **Fr. Agathe B. in W.** Ist Ihnen das hübsche Gesellschaftsspiel nicht bekannt, welches die Franzosen „Colin-Maillard à la silhouette“ nennen?

Ein großes weißes Leinentuch, das jedoch sehr fein sein muß, wird an die Wand und zwar in bedeutender Höhe befestigt. Der Colin-Maillard, natürlich mit unverbundenen Augen, sitzt auf einem niedrigen Tabouret, so, daß sein Schatten den später auf dem Leinwand sich bewegenden Schatten nicht in den Weg tritt. Hinter ihm, in einiger Entfernung, steht auf einem Tisch ein einziges brennendes Wachlicht. Alle andere Beleuchtung muß entfernt werden. Sobald diese Vorbereitungen getroffen, geht die Gesellschaft in Procession langsam, Eines nach dem Andern, zwischen dem Colin-Maillard (der den Kopf nicht wenden darf) und dem Tisch hindurch, worauf die Wachskerze brennt. Das Licht der Kerze, von jedem daran vorbeistreichenden Körper aufgefangen, wirft natürlich auf das weiße Tuch eine Reihe sehr scharfer Schattenbilder, und die Aufgabe des Colin-Maillard ist, bei jeder vorübergehenden Silhouette den Namen der Person laut zu nennen, welcher nach seiner Vermuthung der Schatten angehört. Da es den Mitspielenden erlaubt ist, Gesicht und Gestalt auf die barockste Weise zu verändern, so thut natürlich der Rathende manch ergötzlichen Mißgriff und wird nicht eher in Freiheit gesetzt, bis er die rechte Person getroffen, welche dann die Stelle auf dem Tabouret einnimmt.

An **Fr. M. St. in H.** Die kleinen gehäkelten Theeterrichten, zu denen wir in Nr. 18 des Bazar 3 verschiedene Muster mittheilten, waren Ihnen noch gänzlich neu? So ist also unsere Vermuthung richtig gewesen, daß dieses eben so nützliche als herrliche Attribut eines komfortablen Theetisches noch lange nicht so allgemein gekannt ist, als es gekannt zu sein verdient. Geben Sie nur müßig aus Werk, welches an und für sich ein sehr angenehmes, und Sie werden selbst überrascht sein, wie schnell ein Duzend solcher Servietten vollendet ist.

Wie lästig es sei, Damastservietten von der gewöhnlichen Größe allen Convents einer anspruchlosen Abendtafel hinzuzufügen, werden Sie sicher schon erfahren haben; vielleicht ist Ihnen auch der acht hausfauische Kummer nicht unbekannt, den schwer zu vertigende Flecke, z. B. Dbflecke, auf den in Ehren gehaltenen leinenen Servietten verursachen.

Wenn Sie also Ihre Damastservietten lieb haben, so geben Sie Ihren Gästen zum Thee und Dessert gehäkelte Servietten von Baumwolle.

An **Fr. M. W. in W.** Wir können Ihnen sogar eine Angabe liefern, wie man eine sehr niedliche Besaghorde Stricken kann, und jedenfalls wird Ihnen dies erwünscht sein, da Sie sich mit Aufertigung Ihrer und Ihrer Kinder Garderobe selbst beschäftigen. Man nimmt dazu dünne Perliner Welle, in der Farbe harmonirend mit dem Stoff, an welchen der Besag verwendet wird. Die Stricknadeln müssen sehr stark, von Eisen sein, Holz oder Fischbein sein. Man schlägt nur 3 Maschen auf und strickt dann jede Nadel in gleicher Weise, nämlich: umgeschlagen, 2 Maschen zusammengestrickt, die 3. Masche glatt nachgestrickt. Bei den folgenden Nadeln ist diese 3. Masche das umgeschlagene Glied der vorhergehenden Nadel. Die kleinen Oefen, welche sich daraus zu beiden Seiten der Perte bilden, werden besser und größer, wenn man das Umgeschlagen nicht in gewöhnlicher Weise thut, sondern den Faden verkehrt um die Nadel schlingt. Eleganter wird der Besag, wenn man mit dem Wollfaden eine ganz dünne farbige Seidenschnur einstrickt.

Fr. J. W. v. L. in W. Wir werden Eines benagen.
Fr. Herm. und Leop. N. in W. Bazar Nr. 17 hat Ihnen bereits Befähigung gebracht.

Fr. Ant. v. F. in Wrg. Der Vorwurf „unsere Rebus-Aufgaben seien zu leicht“ ist schon von vielen Seiten gemacht worden. Wir brauchen wohl kaum zu bemerken, daß wir mit allem Vorbedacht nur leichte Aufgaben brachten, denn wir mußten annehmen, daß nur ein kleiner Theil unseres großen Leserkreises im Lösen der Bilderräthel schon geübt sei. Jetzt werden wir neben leichteren Aufgaben auch schwerere bringen, wie schon die heutige Nummer beweist.

Fr. C. L. in G. Sie verpflichten uns durch fernere Einsendungen.

Fr. Anna B. in L. Mit Nr. 20 haben wir 4 Mantillenschürze geliefert. Da haben Sie die Wahl.

An **Fr. P. H. in Dresden.** Wir bedauern, für manche Ihrer Gedichte keinen Raum im Bazar finden zu können. Die Ideen sind allerliebst, aber der Vers darf sein weites Feld eingeräumt werden, die realen Interessen unserer Zeitung müßten darunter leiden. Das Winterliebchen werden wir für die rauhe Jahreszeit aufbewahren. Machen Sie uns die Freude, Ihre übrigen und zugesandten dichterischen Sendungen so bald als möglich durch neue einzulösen.

An **Franz G. Sch. in Sch.** Wir sind im Gebiete lyrischer Poesie gegenwärtig für so lange Zeit verorh, daß der Druck Ihrer uns freundlichst überlachten Verse in ferne Zukunft hinausgeschoben werden muß.

An **Fr. v. W., geb. v. K. auf C. f.** Ich schreiben Sie vermuthen, daß bei Abendung desselben Nr. 17 des Bazar noch nicht in Ihren Händen gewesen sei, da der Wodenbericht dieser Nummer das von Ihnen angeregte Thema ausführlich bepricht.

In Nr. 21 des Bazar (voriger Jahrgang) in dem Artikel über Unterode sind die Grinoline-Möcke von uns nicht gänzlich übergangen, sondern nur genannt worden, weil jener Artikel nur den Reuehellen galt, zu denen die Grinoline-Möcke nicht mehr zu zählen sind.

Zwedmäßigkeit läßt sich keinem der jetzt gebräuchlichen Steifröde absprechen, mit Ausnahme des Lustrods, welcher sich beim Gebrauch nicht haltbar erwiesen hat und durch die häufig nöthigen Reparaturen so kostbar wird, daß seine guten Eigenschaften für diesen Mangel nicht entschädigen können.

Fischbein- und Grinoline-Möcke dagegen sind ganz für ihren Zweck tauglich, haltbar und von mäßigem Preise, allein der gekaufte Volant unterrock dürfte ihnen dennoch vorzuziehen sein von solchen Damen, welche die allerdings nicht geringe Mühe des Waschens und Plättens geschickten Händen anvertrauen können. Die Eleganz dieses Modcs ist und bleibt die feinste, weil sie die anspruchsloseste ist.

[2342]

Auflösung der Rösselsprung-Aufgabe in Nr. 19.

Die zwei Bretter, schwimmend auf dem Weltmeer, finden sich und trennen sich die Menschen. Jede zarte Blume der Bekanntheit blühet schon der Trennung Dorn in's Herz Dir. Ach! und Trennung von geliebten Freunden ist uns wie des Todes dunkle Blindheit — Für die Krankheit giebt es keinen Arzt mehr.

Auflösung des ersten Rebus in Nr. 19.

Mangel ist die einzige Last, die schwerer wird, je Mehrere daran tragen.

Auflösung des zweiten Rebus in Nr. 19.

Kommt Zeit, kommt Rath. [2343]